HAMBURGER GESPRÄCHE
für Naturschutz
2009

Natur frei Haus

MICHAEL OTTO
STIFTUNG

Natur frei Haus

Ein Symposium über den riskanten Umgang mit dem Marktfaktor Natur

Vorwort **Dr. Michael Otto** 4

Beiträge 6

Die Spielregeln der Natur einhalten **Prof. em. Dr. Michael Succow** 8

Biodiversitätsschutz in der Europäischen Union **Dr. Ladislav Miko** 12

Vom Wissen zum Handeln oder lieber umgekehrt? **Prof. Dr. Harald Welzer** 16

Inwertsetzung von Ökosystemdienstleistungen **Prof. Dr. Bernd Hansjürgens** 22

Integration von Nachhaltigkeit ins Kerngeschäft als Beitrag zum Unternehmenserfolg **Dr. Stephan Scholtissek** 26

Maßnahmen zur Verbesserung der Biodiversität aus Sicht der Verbraucher **Gerd Billen** 30

Diskussion und Ausblick 34

Podiumsdiskussion 36

Die Hamburger Gespräche für Naturschutz 44

Michael Otto Stiftung für Umweltschutz 46

Impressum und Bildnachweise 47

Vorwort

Dr. Michael Otto, Vorsitzender des Kuratoriums der Michael Otto Stiftung für Umweltschutz

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

wenn ich an meine Kindheit in den 40er- und 50er-Jahren zurückdenke, denke ich besonders gern daran, wie ich in einem Hamburger Vorort über Wiesen streifte, an Bächen Frösche zählte oder in Wäldern und Gehölzen auf möglichst hohe Bäume stieg. Wenn ich mir nun vorstelle, dass seit dieser für mich doch sehr überschaubaren und erdgeschichtlich geradezu lächerlich kurzen Zeit über 30 Prozent der damals lebenden Arten unwiederbringlich ausgestorben sind, dann bin ich darüber außerordentlich bestürzt. Wenn ich mir darüber hinaus die Statistiken anschaue, mit welcher Geschwindigkeit dieser Trend fortschreitet, und mich frage, was die spielenden Kinder in 30 oder in 40 Jahren zu entdecken haben, dann fühle ich mich hundsmiserabel.

Warum lassen wir es zu, dass der über Jahrmillionen entwickelte, unschätzbare Reichtum der Natur in kürzester Zeit unwiderruflich verlorengeht? Daran, dass es uns am notwendigen Wissen fehlt, kann es kaum liegen. Es ist vielmehr der verfehlte Umgang mit den natürlichen Ressourcen; es ist eine Land-, Forst- und Fischereiwirtschaft, die auf intensiver Nutzung beruht und das Prinzip des nachhaltigen Wirtschaftens außer Acht lässt. Dieses Thema haben wir 2008 im Rahmen der Hamburger Gespräche „Ende der Vielfalt“ ausführlich diskutiert.

Wir können auch nicht anführen, dass uns die richtigen Ideen fehlen würden oder dass wir nicht die finanziellen Mittel hätten, diese in die Tat umzusetzen. Liegt es also womöglich daran, dass es Natur frei Haus gibt? Und dass uns die Artenvielfalt deshalb ganz im Sinne des alten Mottos „Was nichts kostet, das ist auch nichts“ wertlos erscheint? Das wäre ein fataler Irrtum! Gesunde, artenreiche Ökosysteme haben eine entscheidende Funktion für unser Leben und Wirtschaften. Sie sind produktiver, stabiler und anpassungsfähiger als weniger vielfältige Ökosysteme. Sie produzieren mehr Nahrung und Arzneimittel und binden mehr klimaschädigendes CO_2. Gesunde Böden schützen besser vor Erosionen, und intakte Mangrovenzonen schützen die Küsten. Komplexe Systeme regulieren unsere Frischwasserversorgung und halten das Grundwasser sauber. Um es auf den Punkt zu bringen: Biologische Vielfalt ist Fundament unseres Lebens und Wirtschaftens. Aber diese Leistungen der Natur sind nur schwer in Zahlen zu fassen. Dies ist womöglich ein Grund, weshalb die Verantwortlichen aufseiten der Politik, aber auch der Unternehmen das Thema noch immer hintanstellen. Ich finde es deshalb hilfreich und gut, dass jetzt mit der Studie „The Economics of Ecosystems and Biodiversity“ der Versuch unternommen wird, im Rahmen eines Bewertungssystems naturwissenschaftliche Kennzahlen in ökonomische Kennzahlen zu übertragen.

Ich halte es ebenfalls für ein sehr ermutigendes Zeichen, dass sich die Wirtschaftswissenschaften der Frage nach dem Umgang mit öffentlichen Gütern, den sogenannten Allmendegütern, mit wachsendem Interesse zuwenden und nach Methoden suchen, wie diese nachhaltig bewirtschaftet werden können. Es geht ja hier um nichts Geringeres als um die Auflösung des Paradoxons, dass das rationale Handeln des Einzelnen – zum Beispiel als einzelner Fischer so viel Fisch zu fangen wie möglich – sich zu einem höchst irrationalen Handeln der Gemeinschaft – etwa der Überfischung der Weltmeere durch die Fischfangindustrie – summiert.

In den Unternehmen wächst ebenfalls das Interesse daran, sich systematisch mit der nachhaltigen Nutzung natürlicher Ressourcen zu beschäftigen. Hier wird auf praktischem Wege schon manches bewegt. Die Otto Group ist zusammen mit 40 anderen globalen Unternehmen Mitglied der vom Bundesumweltministerium ins Leben gerufenen Initiative „Biodiversity in Good Company“. Die Initiative versucht, durch eine stärkere Integration des Privatsektors einen Beitrag zum „Übereinkommen über die biologische Vielfalt“ (CBD) zu leisten. Die Mitgliedsunternehmen erklären sich bereit, den Schutz und die nachhaltige Nutzung von Biodiversität in betriebliche Managementsysteme zu integrieren. Die Veröffentlichung von Best-Practice-Beispielen soll anderen Unternehmen als Inspiration und Impuls dienen.

„Natur frei Haus. Ein Symposium über den riskanten Umgang mit dem Marktfaktor Natur“ haben wir als Titel für die diesjährigen Hamburger Gespräche gewählt. In dem Begriff „Risiko“, darauf möchte ich hinweisen, schwingt immer auch die „Chance“ mit. Aber machen wir uns nichts vor: Noch keine Generation an Entscheidern in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft hat vor einer so großen Verantwortung gestanden, die Chancen zukünftiger Generationen zu bewahren oder zu verspielen. In zehn oder 20 Jahren wird es womöglich zu spät sein. Wir müssen jetzt Lösungen finden und Lösungswege beschreiten.

Bei den Hamburger Gesprächen im Jahr 2008 hatte ich bereits angekündigt, dass der Vorstand meiner Stiftung damit begonnen hat, im Themenfeld Biodiversität eine eigene Position zu erarbeiten. Der im Anschluss an die letztjährige Veranstaltung gestartete Dialogprozess sucht gemeinsam mit Landwirten und Naturschützern Lösungen für eine Erhaltung der Biodiversität im ländlichen Raum in Deutschland. Dabei werden wir durch hervorragende Fachleute aus Wissenschaft, Politik, Wirtschaft und Gesellschaft unterstützt. Ich würde mich sehr freuen, wenn unsere diesjährige Tagung weitere Impulse setzen könnte, die uns im Dialog mit den politischen Instanzen in Wissen und praktischen Handlungsalternativen ein weiteres Stück voranbringen wird.

Beiträge

Die biologische Vielfalt und deren – in der Tat – unschätzbar großer Nutzen für die Menschheit gehen in kürzester Zeit unwiderruflich verloren. Es liegt womöglich daran, dass die Nutzung der Natur in aller Regel gratis ist, und dass sie deshalb wertlos erscheint. Diese Erkenntnis setzt sich zunehmend durch. Doch wo liegen die Stellschrauben, um den Wert der Artenvielfalt und der Dienstleistungen der Natur allgemein begreiflich zu machen?
Sechs hochkarätige Referenten beleuchten diese Frage aus unterschiedlicher Perspektive, denn um das dramatische Artensterben zu beenden, braucht es innovative und interdisziplinäre Lösungsansätze.

Die Spielregeln der Natur einhalten

Prof. em. Dr. Michael Succow, Michael Succow Stiftung zum Schutz der Natur

Prof. Dr. Michael Succow

Der Biologe Michael Succow arbeitete zunächst am Botanischen Institut der Universität Greifswald und später in der Meliorationspraxis und der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften. In der Endphase der DDR gelang es ihm, als stellvertretender Umweltminister das sogenannte Nationalparkprogramm umzusetzen. 1992 wurde der international renommierte Moorforscher Direktor des Botanischen Instituts in Greifswald und baute dort den Studiengang „Landschaftsökologie und Naturschutz" auf. Seit 1990 arbeitet er in verschiedenen Transformationsländern des Ostens, um dort große Naturschutzprojekte zu initiieren. 1997 erhielt er den „Alternativen Nobelpreis" und gründete die Michael Succow Stiftung zum Schutz der Natur.

Die Menschheit konnte sich in jüngster Zeit so erfolgreich entwickeln, weil die Natur seit mehr als 10.000 Jahren relativ stabile Rahmenbedingungen gewährte. Genau diese aber werden durch uns aktuell verändert – allem voran durch die gegenwärtige Energienutzung und die Landwirtschaft. Nur wenn die Menschheit die Regeln im „ökologisch gebauten Haus Erde" einhält, sich einfügt, hat sie eine Perspektive. Im Mittelpunkt steht dabei der Erhalt der Funktionstüchtigkeit der Natur, der Ökosysteme.

Mag es auch niemand gern hören, wir – unsere Generation – haben die Lebensgrundlage der menschlichen Zivilisation, die Natur, in kürzestem Zeitraum so stark, so grundsätzlich verändert, wie das noch nie zuvor geschehen ist. Das zwingt uns darüber nachzudenken, wie und wo wir noch korrigieren können. Ich meine, es ist nicht fünf vor zwölf – vielmehr ist in bestimmten Bereichen der Zenit bereits überschritten, die ökologische Devastierung, Verwüstung irreversibel. Ich möchte zu Beginn meine Sorgen und Ängste umreißen, dann aber – denn dazu haben wir uns ja hier zusammengefunden – Konzepte vorstellen; noch Machbares, an dem wir alle, jeder Einzelne, mitwirken können.

Der Mensch ist Teil der Natur: Ohne die Funktionstüchtigkeit des Kapitalstocks Natur haben wir keine Zukunft. Und dieses Haus Erde ist ökologisch gebaut. Wenn wir uns als Teil darin fühlen, mag es auch für uns weitergehen. Wenn wir aber meinen, wir könnten die Natur überlisten, schlauer sein als sie, uns über sie erheben, dann geht es schief. Wir müssen uns fragen: Weshalb war dieses Projekt Natur bisher so erfolgreich? Was waren die Rahmenbedingungen für dieses ökologisch gebaute Haus, das wir, unsere Zivilisation, jetzt ohne wirklichen Zwang zerstören?

Es war der relativ stabile Naturhaushalt des Holozän (der jüngsten geologischen Epoche), der die rapide Entfaltung der Menschheit seit mehr als 10.000 Jahren überhaupt erst ermöglichte. Speziell in unserem Europa entwickelten sich nach der Eiszeit rasch wieder lebenserfüllte, sich selbst optimierende Ökosysteme. Fortlaufend haben sich die ökologischen Rahmenbedingungen verbessert. Der Überschuss an Kohlenstoff, der mit Leben immer wieder entsteht, wurde in sogenannten Senkenökosystemen gebunden, dem Naturkreislauf entzogen. All unsere großen Naturlandschaften sind Akkumulations-, also Festlegungsökosysteme für Kohlenstoff – wenn wir sie denn gewähren lassen.

In diesem Prozess, von der Evolution seit Millionen von Jahren vorangetrieben, entstanden immer neue Arten, entfaltete sich eine immer größere Lebensfülle. Das brachte auch eine zunehmende Fruchtbarkeit hervor, da durch die Vegetationsdecke, durch die Organismen fortwährend Humus erzeugt wird. In diesem Zusammenhang möchte ich einen bedeutsamen Satz von Friedensreich Hundertwasser zitieren. Er war kein Naturwissenschaftler, hat aber tief über die Natur nachgedacht: „Alle Zivilisationen haben so lange gedauert wie ihr Humus. Die ägyptischen, griechischen, römischen und viele andere waren zu Ende, als ihr Humus zu Ende war. Unsere Zivilisation wird folgen, wenn wir nicht fähig sind, unsere unglaublich dünne Humusschicht zu erhalten beziehungsweise wiederherzustellen."

Das Geheimnis der Natur, dieses sich selbst regulierenden globalen Systems, ist, immer fruchtbarer zu werden, zu wachsen, ohne sich zu zerstören. Der Mensch – vernunftbegabt – hat sich aus der Welt der ihn umgebenden Organismen herausgehoben und die Erde erobert. Er hat sich gewaltig ausgebreitet – allein seit meiner Geburt hat sich die Menschheit mehr als verdoppelt. Doch mit diesem Wachsen ging keine weitere Optimierung einher. Dieser herausgehobene, vernunftbegabte Mensch war/ist offenbar nicht in der Lage, sich in das ökologisch gebaute Haus vernünftig einzufügen, das heißt, den Prinzipien der Natur zu folgen. Deshalb mein Plädoyer: Wir müssen unseren Hochmut ablegen, unabdingbar von der Natur lernen, wie sie es macht! Frederic Vester hat es vor 30 Jahren sehr klar formuliert: „Das einzige System, welches bisher eine vernünftige Garantiezeit des Überlebens aufzuweisen hat, ist das biologische. Diese Lebewelt existiert seit 60 Millionen Jahren, und es lohnt sich, einiges von dieser Firma zu lernen, die über so lange Zeit nicht Pleite gemacht hat."

Massive Eingriffe in den Naturhaushalt

Nobelpreisträger Paul Crutzen hat vor etwa 15 Jahren den Begriff „Anthropozän" geprägt und versucht, damit die Zeit ab 1800 mit der industriellen Revolution zu charakterisieren. Dieses Zeitalter unterscheidet sich von allen davor, indem nun plötzlich der Mensch den Zustand der Biosphäre mitbestimmt – und das immer stärker, immer intensiver. Alle wesentlichen Kreisläufe der Natur hat er mittlerweile stark beeinflusst: In einem jüngst erschienenen Beitrag in der Zeitschrift „NATURE" (Vol. 461/124; 24.09.2009) unter dem Titel „A safe operating space for humanity" kommen 28 führende Geo- und Klimaforscher der Erde zu dem Ergebnis: In den drei Bereichen Klimahaushalt, Artensterben und Stickstoffanreicherung ist das akzeptable Limit bereits deutlich überschritten. In weiteren vier Bereichen – Phosphorbelastung, Versauerung der Ozeane, Veränderung der Vegetationsdecke durch Landnutzung – bewegt sich die Menschheit gegenwärtig schnell auf die Grenzen zu. In zwei weiteren Bereichen, die uns in Zukunft wohl noch viel beschäftigen werden, reicht das Wissen für eine Bilanz noch nicht aus. Hier geht es um die chemische und radioaktive Verschmutzung der Umwelt und die Belastung der Atmosphäre mit Partikeln.

Viele dieser anthropogen verursachten Veränderungen und damit Probleme haben eines gemeinsam: Sie basieren auf dem „Ausgraben", dem Herausholen von Stoffen, die die Natur dem Kreislauf entzogen hatte, deren Wiedereinbringung in den Naturkreislauf nicht vorgesehen war. Das gilt für die fossilen Energieträger – Kohle, Erdöl und Erdgas – ebenso wie für den in Sedimenten festgelegten Phosphor. Des Weiteren wird seit über 100 Jahren durch das Haber-Bosch-Verfahren unter hohem Energieaufwand in der Atmosphäre reichlich vorhandener, aber unschädlicher Stickstoff zu biologisch aktivem Mineraldünger umgewandelt. Gegenwärtig sind das jährlich über 120 Millionen Tonnen, die so zusätzlich in die Ökosysteme gelangen und damit das akzeptable Maß der Belastung von Böden, Gewässern und Ozeanen mehr als dreifach übersteigen lassen. Und das geschieht in Tateinheit mit der Zerstörung der natürlichen, bislang intakten Senkenökosysteme. Zu den herausragenden gehören – oder gehörten – die Moore. 30 Prozent des aktuell gebundenen Kohlenstoffs lagern in den Moorökosystemen, die gerade einmal drei Prozent der Landfläche ausmachen. Ich hatte die Möglichkeit, die großen Moore der Welt sehen zu können, ihre Funktionen im Naturhaushalt zu erforschen. Aktuell erleben wir weltweit ihre Vernichtung. Durch Torfabbau und vor allem durch unangepasste, die Moore aufzehrende Landnutzungsformen.

Ein Brennpunkt der Moorvernichtung ist gegenwärtig Südostasien. Dort werden in den Regenwaldmooren durch Entwässerung und nachfolgende Brände Mengen an CO_2 freigesetzt, die viele andere menschengemachte Emissionen weit übertreffen. Weltweit vertrocknen, „verdursten" unsere Moore, werden zu CO_2-Emittenten. Andererseits „ertrinken" in Teilen unserer Erde weite Moorlandschaften. Ein Phänomen, das seit zwei Jahrzehnten in Sibirien, Kanada und Alaska auftritt. Das Auftauen von Permafrostböden führt dort zur Bildung ausgedehnter Flachgewässer,

von Huminsäuren braun gefärbt. In dem dunklen Wasser fehlt der Vegetation Licht, folglich sterben die Pflanzen ab. Die Torfspeicherung und damit die Kohlenstofffestlegung unterbleiben, jedoch bauen nun unter anaeroben Bedingungen Methanbakterien die organische Substanz ab; Methan – ein bekanntlich sehr wirksames Klimagas – wird in gewaltigen Mengen freigesetzt. Dieser Prozess wurde mit dem aktuellen Klimawandel in Gang gesetzt und ist praktisch kaum noch zu bremsen.

Den Naturhaushalt bewahren

Was also ist die Konsequenz? Nicht nur unsere energetische Basis, auch die Landnutzung muss sich radikal ändern! Ich darf wieder aus dem NATURE-Beitrag zitieren: Wir können uns die gegenwärtige „Agrarverschwendung“ von Energie, von Fläche, von Stickstoff und Phosphor geopolitisch nicht mehr leisten. Und sollten weitere Forschungsergebnisse zeigen, dass auch in puncto chemischer Verschmutzung und Partikelbelastung die Grenzen bald erreicht sind, wird der ökologische Imperativ für die Landnutzung und unsere Ernährungsgewohnheiten noch klarer zutage treten.

Was gilt es in dieser Situation zu tun? Es sind vier Aspekte, die mir wichtig sind:

1. Global Schutzgebiete einrichten: Die letzten noch ungenutzten, intakten Naturräume dieser Erde müssen unangetastet bleiben. Es sind dies vielleicht 15 Prozent der Landfläche. Hier müssen Nationalparks und andere hochwertige Formen von Schutzgebieten ausgewiesen werden, und dafür haben auch die reichen Länder eine hohe Verantwortung. Es ist gut, dass Deutschland diesbezüglich im Rahmen der Biodiversitätskonvention zukünftig einen wesentlichen Beitrag leisten will.
2. In Deutschland Stammlebensräume sichern: Stammlebensräume sind Lebensgemeinschaften oder Ökosysteme, für die jede Region eine spezielle Verantwortung zu tragen hat. In Mitteleuropa sind das vor allem die spezifischen nur hier vorkommenden Laubwälder, die darin eingebetteten Moore, Flussauen und Seen, das Wattenmeer – einmalig in dieser Art –, die Boddenküsten der südlichen Ostsee mit ihren Nehrungen und Anlandungen sowie unsere Hochgebirge. Diese Stammlebensräume sind bereits weitestgehend anthropogen verändert, überformt. Urnatur haben wir in Mitteleuropa praktisch nicht mehr. Das Defizit des deutschen Naturschutzes ist, dass er sich in seinen Anfängen vor 100 Jahren vor allem den sogenannten Halbkulturformationen zu widmen hatte, also historischen Landnutzungsformen. Die Wälder unterstanden der Forstwirtschaft; Urwälder waren im deutschen Naturschutzkonzept nicht vorgesehen. Hans Bibelriether, der im Bayerischen Wald „Natur Natur sein lassen“ umsetzte, und Max Kienitz, der vor 100 Jahren das Plagefenn in Brandenburg als erstes großes Naturschutzgebiet Deutschlands begründet, das komplett aus der Nutzung genommen wurde – das sind die großen Ausnahmen. Drei Viertel der Naturschutzausgaben in Deutschland fließen nach wie vor in den Erhalt von historischen Kulturlandschaften. Sie sind es sicher wert, in Ausschnitten erhalten zu werden – aber das ist eine Kulturaufgabe. Der Naturschutz muss sich um die primären Ökosysteme kümmern, für die nur wir verantwortlich sind, da es sie in dieser Ausprägung anderswo nicht gibt, also um die Stammlebensräume. Und hier besteht ein großer Nachholbedarf im deutschen Naturschutz. Aktuell sind nur 0,54 Prozent der Landfläche Deutschlands als Nationalparks gesichert.
3. Nachhaltige Formen der Landnutzung entwickeln: Zukünftig ist in Nutzungslandschaften dem Erhalt der Funktionstüchtigkeit der Ökosysteme oberste Priorität zu geben. Wir müssen begreifen: Der Boden ist nicht nur Produktionsfläche, sondern Produktionsmittel und hat durch nichts zu ersetzende Funktionen im Landschaftshaushalt zu erfüllen. In unserer Forschungsgruppe an der Universität Greifswald haben wir beispielsweise eine Palette von nachhaltigen Nutzungsformen für Moorstandorte entwickelt, die sogenannten Paludikulturen. Bei diesen Nutzungsformen werden die Moore nicht entwässert, sie wachsen weiter. Von der den nassen Standorten angepassten Vegetationsdecke wird lediglich die oberirdische Biomasse abgeschöpft, genutzt. Die Torfspeicherung und damit die ökologische Funktion der Moorstandorte bleiben erhalten. Das verlangt aber alternative Landnutzungstechniken. Wir stehen hier am Anfang neuer nachhaltiger Bewirtschaftungsformen.
4. Ökologische Leistungen in Wert setzen (monetarisieren): Es kann nicht hingenommen werden, dass die immer knapper werdenden Güter funktionstüchtiger Natur (Humus- und Grundwasserbildung, saubere Luft, Blütenbestäubung durch Insekten …) bislang keinen Preis haben. Wir müssen diese bisherigen Gratisleistungen der Natur endlich in Wert setzen, das heißt monetarisieren! Erst dann wird man den Schutz von wachsenden, lebenden Mooren, von Humus speichernden Steppen, von täglich Regen spendenden, kühlenden Tropenwäldern nicht mehr verteidigen müssen. Diese Ökosysteme erhalten dann einen Wert an sich. Der Erhalt ihrer Funktionstüchtigkeit ist nicht mehr nur mit Naturschutzargumenten zu begründen.

Wir brauchen ein neues Verhältnis zur Natur. Die Wertediskussion muss auf eine neue Stufe gehoben werden, und der Schutz der Natur – und damit meine ich den Naturhaushalt – muss darin einen zentralen Stellenwert haben. Den schmalen, sich immer weiter verengenden Grat zwischen verändern und zerstören kann nur eine Gesellschaft meistern, die in diesem ökologisch gebauten Haus dessen grundlegende Gesetze akzeptiert. Das wird möglich, wenn sich eine Ethik entfaltet, in welcher der Mensch sich als Teil der Natur empfindet, er sich bewusst im Erhalten und Haushalten übt. Herrmann Scheer hat es sehr prägnant ausgesprochen: „Naturgesetze müssen den Vorrang haben vor den Gesetzen der Marktwirtschaft.“

Gewähren wir der Natur Raum, geben wir ihr Zeit. Beides benötigt sie – um ihrer selbst und unseretwillen. Es geht um unsere Zukunft! Oder wie Laotse bereits 600 vor Christi formulierte: „Mensch, wage nur eins nicht, wider die Natur zu handeln.“

Biodiversitätsschutz in der Europäischen Union

Dr. Ladislav Miko, Direktor der Abteilung „Schutz der natürlichen Umwelt“, EU-Generaldirektion Umwelt, und ehemaliger tschechischer Umweltminister

Ladislav Miko

Dr. Ladislav Miko ist seit 2005 Direktor für den Schutz der natürlichen Umwelt in der EU-Generaldirektion Umwelt. Außerdem war er von Mai bis November 2009 tschechischer Umweltminister. Der 48-Jährige studierte Biologie und Ökologie an der Charles University in Prag, wo er 1996 auch den Doktortitel in Zoologie und Ökologie erwarb. Von 1992 bis 2001 war er in der tschechischen Umweltinspektion tätig und von 2002 bis 2005 stellvertretender Umweltminister.

Es bedarf neuer politischer Instrumente und ökonomischer Messmethoden, um den tatsächlichen Wert der Biodiversität für Wirtschaft und Gesellschaft nachvollziehbar zu machen. Verbindet man diesen Ansatz mit ambitionierten Investitionen in eine „Green Economy“ und vorhandenen starken Länder- und EU-Gesetzgebungen, ist der erste Schritt zum Schutz unserer Lebensgrundlagen bereits gemacht.

Wir leben in einer Zeit ökonomischer und finanzieller Krisen. Das wird sich auch auf die Biodiversität auswirken: Erstens haben wir weniger finanzielle Mittel für den Schutz der biologischen Vielfalt zur Verfügung als geplant. Und zweitens wird in einigen Teilen Europas der Druck auf die natürlichen Ressourcen wahrscheinlich wachsen. Länder werden sie verstärkt ausbeuten, um die Wirtschaft wieder in Gang zu bringen. Auf der anderen Seite werden aber vielleicht auch wirtschaftliche Aktivitäten vorübergehend eingeschränkt, die bisher negative Auswirkungen auf die Biodiversität hatten. Mit Sicherheit aber bieten ökonomische Krisen auch Gelegenheit für eine neue Ausrichtung. Hier möchte ich vor allem die Chancen der „Green Economy“, des grünen Wirtschaftens, nennen. Der Begriff steht für eine „nachhaltige Ökonomie“, die nicht abhängig ist von steigendem Konsum und Ressourcenverbrauch. Ich glaube, es war Hillary Clinton, die sagte, es sei nun an der Zeit, eine „gute Krise“ zu nutzen, um auf einen besseren Weg zu gelangen.

Internationaler Biodiversitätsschutz

Zu den Aktivitäten auf europäischer Ebene, die dem Biodiversitätsschutz dienen, gehört die Studie „The Economics of Ecosystems and Biodiversity“ (Ökonomischer Wert von Ökosystemen und biologischer Vielfalt) – meist TEEB genannt (vgl. B. Hansjürgens in diesem Heft). Sie stellt dar, was es uns kostet, wenn wir Biodiversität und Ökosysteme schützen, aber vor allem, wenn wir sie nicht schützen. Die wichtigsten Ergebnisse der ersten Phase: Wenn alles so weitergeht wie bisher, könnten bis 2050

- elf Prozent der Naturräume, die es 2000 noch gab, verloren sein; in erster Linie durch Flächenumwandlung für die Landwirtschaft, Ausbau der Infrastruktur und den Klimawandel,
- fast 40 Prozent der derzeit extensiv bewirtschafteten Flächen auf eine intensive Bewirtschaftung umgestellt werden, was weitere Verluste der Vielfalt nach sich zieht,
- die weltweiten Korallenriffe durch Fischerei, Umweltverschmutzung und den Klimawandel verschwunden sein.

In einer zweiten Phase wird nun untersucht, wie wir Wirtschaft und Politik gestalten müssen, um die Artenvielfalt zu erhalten und Leistungen der Ökosysteme zu sichern. Die Überlegungen dazu basieren auf einigen grundlegenden Gedanken, die im ersten Bericht aufgezeigt wurden:

1. Die Leistungen von Ökosystemen sind überwiegend öffentlich zugängliche Güter, die deswegen keinen Preis haben. Wir können nun Methoden entwickeln, die den Erhalt dieser Leistungen belohnen, oder wir können verträgliche Absatzmärkte fördern und diesen Leistungen einen Handelswert geben.
2. Es entwickeln sich bereits neue Absatzmärkte, welche die Biodiversität und die Leistungen der Ökosysteme unterstützen und honorieren. Um sich zu entwickeln, brauchen sie eine entsprechende institutionelle Infrastruktur und finanzielle Anreize. In der Vergangenheit wurde allein der Staat für die Verwaltung der Ökosysteme verantwortlich gemacht. Inzwischen ist deutlich geworden, dass auch die Märkte ihren Teil übernehmen müssen.
3. Der wahre Wert der biologischen Vielfalt und der ökosystemaren Dienstleistungen soll künftig in politische Entscheidungen miteinbezogen werden. Dafür muss statt der bisher gängigen Messgröße „Bruttoinlandsprodukt“ ein neuer ökonomischer Maßstab entwickelt werden, der auch die Leistungen der Ökosysteme und der biologischen Vielfalt erfasst.
4. Länder, Unternehmen und Individuen müssen begreifen, welche Kosten die Nutzung des natürlichen Kapitals der Erde tatsächlich mit sich bringt und welche Konsequenzen sie für die Funktionsfähigkeit der Ökosysteme hat.

Die Ergebnisse der zweiten Phase werden fortlaufend veröffentlicht und im Oktober 2010 auf der 10. Vertragsstaatenkonferenz zur Konvention über die biologische Vielfalt in Japan abschließend präsentiert.

Die zweite große Initiative auf internationaler Ebene ist der UNEP-Bericht „A Global Green New Deal“ vom Februar 2009. Er zeigt Möglichkeiten auf, die Weltwirtschaft wieder anzukurbeln und dabei gleichzeitig den Klima- und Umweltschutz sowie die Armutsbekämpfung zu verbessern. Das hat auf den ersten Blick nicht unmittelbar etwas mit Biodiversität zu tun, aber der Zusammenhang zwischen dem Zustand der biologischen Vielfalt und den Themen des „Global Green New Deal“ ist sehr eng. Zum Beispiel brauchen wir für die Stabilisierung des Klimas sowohl eine drastische Reduzierung der Treibhausgase in der Atmosphäre als auch funktionsfähige Ökosysteme.

Im September 2009 stufte UNEP-Chef Achim Steiner 15 Prozent der 3,1 Billionen schweren weltweiten Konjunkturprogramme als „grüne“ Investitionen ein. Er wertete dies als eine positive Entwicklung und ein Zeichen, dass einige Regierungen ihre Wirtschaft nachhaltiger ausrichten wollen. Global gesehen liegt der Anteil umweltfreundlicher Investitionen jedoch noch unter einem Prozent des globalen Bruttoinlandsprodukts und damit unterhalb der von Wirtschaftswissenschaftlern empfohlenen Summe, um weltweit echte Veränderungen bewirken zu können.

Ansätze europäischer Politik

Worauf ich auf europäischer Ebene genauer eingehen möchte, ist die gemeinsame Agrarpolitik: Sie ist ein sehr wichtiges Element der europäischen Politik, insbesondere, da hier viel Geld im Spiel ist. Mit der letzten Reform gab es einen klaren Schritt in Richtung Nachhaltigkeit. Aber wir wissen auch, dass es noch ungelöste Probleme gibt, wie zum Beispiel die umweltschädlichen Subventionen, die noch immer um ein Vielfaches höher sind als die Zuwendungen für die Erhaltung der Umwelt. Ich denke, die Diskussion um die Landwirtschaft ist zentral für die Zukunft der Biodiversität in Europa, insbesondere in Zentraleuropa. Wenn wir hier den richtigen Weg fänden, ausreichend Nahrungsmittel zu produzieren, ohne dabei der Natur zu schaden – das wäre ein großer Erfolg. Im Moment jedoch zeigen die Trends noch in eine andere Richtung. Auf den landwirtschaftlichen Flächen ist die Artenvielfalt nach wie vor rückläufig. Das liegt zum einen an der Intensivierung der Landwirtschaft, zum anderen an der Stilllegung von Flächen. Es geht also auch darum, Methoden zu finden, um die von der Landwirtschaft abhängige Biodiversität zu unterstützen. Hinweisen möchte ich auch auf zwei starke europäische Gesetze: die Vogelschutzrichtlinie und die FFH-Richtlinie zur Erhaltung der europäischen biologischen Vielfalt. Das Natura-2000-Netzwerk ist – zumindest auf dem europäischen Festland – inzwischen fast komplett. Die Regeln zu ändern, wie jetzt manche fordern, bevor das System in ganz Europa etabliert ist, halte ich für gefährlich. Das zweite wichtige Projekt ist die Wasserrahmenrichtlinie. Diese ökosystembasierte Richtlinie betrachtet das Problem aus einem weiten Blickwinkel. Wenn sie richtig eingebettet wird, könnte die Qualität vieler Ökosysteme deutlich verbessert werden.

Ich möchte aber auch zwei Faktoren erwähnen, die meines Erachtens in der europäischen Gesetzgebung fehlen. Da ist erstens der Boden – ein absolut entscheidendes Element. Es ist sehr schwierig, die Leistungen von Ökosystemen zu erhalten, ohne auf den Boden zu achten. Bereits vor zwei Jahren hat die Europäische Kommission hier einen Vorschlag für eine Richtlinie eingebracht. Doch seitdem gab es keinerlei Fortschritte, weil eine Gruppe von Mitgliedsstaaten – zu der auch Deutschland gehört – den Vorschlag boykottiert.

Der zweite Punkt sind die Wälder. Ihr Schutz ist eng verflochten mit den Themen Boden und Klima. Traditionell unterstehen die Wälder der Entscheidungshoheit der jeweiligen Mitgliedsländer, und das soll auch so bleiben. Trotzdem denke ich, dass wir aufgrund der herausragenden Leistungen der Wald-Ökosysteme und ihrer wichtigen Rolle für die Biodiversität und den Klimaschutz eine koordinierte europäische Politik brauchen – bei aller Verschiedenheit der Wälder Europas.

Neben den genannten Gesetzen und Richtlinien gibt es auf europäischer Ebene aber auch zahlreiche Studien, voll mit interessanten Informationen, die wesentlich sinnvoller genutzt werden könnten. Ein Beispiel dafür ist das Weißbuch über die Anpassung an den Klimawandel. Es gibt einen guten Rahmen für die Entwicklung nationaler Anpassungsstrategien vor.

Aspekte der tschechischen Umweltpolitik

Beispielhaft möchte ich noch einige Bestandteile der tschechischen Politik erläutern, die mit dem Schutz der Biodiversität und der Förderung der „Green Economy“ verbunden sind. 2007 gab es in Tschechien eine ökologische Steuerreform. Sie soll bis 2017 in drei Stufen ihre Lenkungswirkung in Richtung umweltfreundliches Handeln entfalten, ohne die Steuerlast insgesamt zu erhöhen. Seit 2007 werden beispielsweise fossile Brennstoffe und Strom aus nicht erneuerbaren Quellen besteuert. Dafür wurden die Steuern in anderen, nicht umweltrelevanten Bereichen gesenkt. Ich denke, das ist der richtige Ansatz.

Außerdem haben wir 2009 das Programm „Grünes Licht für Einsparungen“ gestartet. Über den Verkauf von CO_2-Emissionszertifikaten haben wir eine Milliarde Euro in einem Fonds gesammelt, der jetzt beispielsweise für die Förderung von Gebäudedämmung, Passivhausbau, emissionsarmen Heizkesseln oder Solarzellen eingesetzt wird. Was das mit dem Schutz der Biodiversität zu tun hat? Die Antwort ist sehr einfach: Die Energiefrage ist in Tschechien eng mit der Ausbeutung der Natur verbunden. Unsere einzigen heimischen Energieressourcen sind Braunkohle und Uran. Ihr Abbau hat dramatische Umweltauswirkungen. Darüber hinaus liegen die Vorkommen nah an den bestgeschützten Naturschutzgebieten der Tschechischen Republik. Also müssen wir den Energieverbrauch senken, um den Abbau auf einem akzeptablen Level zu halten.

Im Moment befindet sich Tschechien als neuer EU-Mitgliedsstaat mitten in der Umsetzung von Unterstützungsmaßnahmen. Eine davon betrifft die Umweltplanung. Was wir in diesem Prozess lernen, kann auch für die gesamte Umweltdiskussion von Bedeutung sein. Beispielsweise, dass große Projekte oft nicht so gut funktionieren wie Maßnahmen im kleinen Rahmen. Zehn kleine Projekte haben nach unserer Erfahrung einen größeren Effekt auf die Umwelt als ein großes. Auf der anderen Seite sind kleine Projekte natürlich schwerer zu verwalten und zu kontrollieren. Das Problem: Unterstützende Maßnahmen, ob weltweit, europäisch oder national, zielen eigentlich immer auf Projekte mit einer bestimmten Mindestgröße. Das sollte man überdenken.

Abschließend möchte ich dazu ermuntern, die Diskussion um die Biodiversität auszuweiten. Klar ist, dass es eine tief greifende und komplexe Wechselbeziehung zwischen ökonomischen Belangen, der Artenvielfalt und den Leistungen der Ökosysteme gibt. Wir müssen mehr und mehr mit ökonomischen Instrumenten arbeiten, um die ökosystemaren Leistungen zu schützen. Umgekehrt kommen wir nicht umhin, die Ökosysteme und die Biodiversität zu nutzen, um Probleme wie den Klimawandel oder die Wirtschaftskrise zu lösen.

Vom Wissen zum Handeln oder lieber umgekehrt?

Prof. Dr. Harald Welzer, Kulturwissenschaftliches Institut Essen

Prof. Dr. Harald Welzer

Harald Welzer, Jahrgang 1958, ist Soziologe und Sozialpsychologe und leitet die Forschungsgruppe „Interdisziplinäre Gedächtnisforschung" am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen (KWI). Außerdem lehrt er Sozialpsychologie an den Universitäten Hannover und Witten-Herdecke sowie an der Emory University in Atlanta. Im Herbst 2009 veröffentlichte er gemeinsam mit dem Direktor des KWI, Claus Leggewie, das Buch „Das Ende der Welt, wie wir sie kannten. Klima, Zukunft und die Chancen der Demokratie."

Die Folgen unseres ausufernden Ressourcenverbrauchs dürften uns eigentlich nicht überraschen: Seit Jahrzehnten warnen Wissenschaftler vor den ökologischen Konsequenzen des westlichen Lebensstils. Dass trotz aller Information kaum Verhaltensänderungen spürbar sind, liegt an der fehlenden lebenspraktischen Relevanz des klima- und umweltbezogenen Wissens. Erst wenn das unmittelbare Lebensumfeld Anlässe und Möglichkeiten zum Handeln bietet, machen Menschen von ihrem Wissen auch Gebrauch.

Vielleicht besteht ein wichtiges Problem im Themenfeld Wissen und Handeln bereits darin, dass sich die Kultur- und Geisteswissenschaften bisher viel zu wenig mit den globalen Umweltproblemen beschäftigt haben. Bis auf kleine Segmente wie Umweltpsychologie oder -soziologie haben wir es hier mit einem Totalausfall zu tun. Dieses Feld überlassen wir nahezu ausschließlich den Natur- oder Ingenieurwissenschaften. Dabei steht die Frage ganz klar im Raum: Welche Folgen haben die gravierenden Umweltprobleme der Gegenwart für Kulturen und Gesellschaften? Denn man kann ja ganz schlicht sagen: Der Natur sind diese Probleme einerlei. Ob es vier Grad wärmer oder kälter wird, ist der Erde gleichgültig. Es würde überhaupt keine Rolle spielen, wären davon nicht Kulturen, Gesellschaften und Individuen betroffen – und zwar in ihren gegenwärtigen und künftigen Überlebensbedingungen.

Das Spiel ist schon verloren

Zum Untertitel dieser Veranstaltung muss ich sagen, wir sind längst jenseits des „riskanten Umgangs mit dem Marktfaktor Natur" angekommen. Die Risiken kennen wir seit 30 Jahren, und trotzdem scheint es uns unglaublich schwer zu fallen zu akzeptieren, dass das Spiel schon lange nicht mehr riskant, sondern längst gefährlich geworden ist. Die zentrale Frage ist, wieso wir alle so hervorragend in der Lage sind, diesen auch alarmierenden Befund so souverän zu ignorieren. Wenn ich vielleicht schon vorab etwas verraten darf: Unter anderem leisten wir das, indem wir besorgt über die Dinge sprechen. Das hilft sehr dabei, die Konsequenzen nicht anzuerkennen.

Ich möchte kurz Revue passieren lassen, mit welchen Großproblemlagen wir konfrontiert sind. Wir haben den Klimawandel, für den bisher keine Lösungsformate vorliegen. Damit eng verbunden: die Energieproblematik. Gesellschaften unseres Typs existieren zu 80 Prozent auf der Basis fossiler Energien. Das bedeutet im Klartext: Es gibt keinen einzigen Zustand in unserem 24-Stunden-Tag, der unabhängig von der Vernutzung fossiler Energien wäre. Ich sage das nicht etwa, weil ich es skandalös finde. Ich sage es, damit Sie eine Vorstellung davon bekommen, dass wir es hier nicht mit einem Problem zu tun haben, das auf der technischen Ebene und auf der gesellschaftlichen Benutzeroberfläche lösbar ist. Wir haben es hier mit einem kulturellen Problem zu tun. Es geht um Strukturen, die längst Teil unseres Selbstverständnisses geworden sind.

Wir sind Teil der „Oiloholiker"-Gesellschaft und als solche im Innersten eng gebunden an all diese Dinge, die uns infrastrukturell zur Verfügung stehen. Diese 80 Prozent fossiler Energien durch erneuerbare zu ersetzen bedeutet eine gesellschaftliche Transformation riesigen Ausmaßes. Es bedeutet einen vollständigen Umbau nicht nur der materiellen und institutionellen Infrastrukturen, sondern auch der mentalen – was ich für das größte Problem halte.

Die dritte wichtige Problemlage: der Verlust von Biodiversität. Auch hier wissen wir seit 30 Jahren Bescheid, genau wie bei der Ernährungs- oder Wasserproblematik. All diese Probleme werden durch den Klimawandel noch verstärkt. Und es treibt Klimaforscher zur Verzweiflung, dass sie ihre Ergebnisse und Szenarien immer weiter verbessern und verfeinern und trotzdem alles so weitergeht wie bisher. Warum also hören und sagen wir seit 30 Jahren immer wieder das Gleiche – ohne einen greifbaren Erfolg?

Veränderte Wahrnehmung der Realität

Vor zwei Wochen habe ich der Frankfurter Allgemeinen Zeitung zwei Artikel entnommen – gleiches Format, gleiche Länge. Der erste trägt die Überschrift: „Arktis in zehn Jahren fast eisfrei". Er beschreibt den alarmierenden Befund des Alfred-Wegener-Institutes, dass das Verschwinden des Eises viel schneller verläuft als bislang gedacht. Der Text daneben hat die Überschrift: „Becker: Kein Sex in der Besenkammer". Er teilt uns den hochbedeutsamen Befund mit, dass der Seitensprung eines einstmals guten Tennisspielers nicht in der Besenkammer, sondern vor dem Klo stattgefunden hat. Was sagt uns das? Das sagt uns, dass wir mit den gravierenden Zukunftsproblemen medial so umzugehen gelernt haben, dass sie Bestandteil der Normalkommunikation geworden sind. Ein so horribler Befund wie die Eisfreiheit der Arktis hat hier den gleichen Stellen- oder Aufmerksamkeitswert wie der Geschlechtsakt eines Sportlers im Ruhestand. Sie finden dieses Phänomen der Verwandlung von Katastrophen- in Normalkommunikation an jeglicher Stelle.

Wenn aber ökologische Schreckensmeldungen zur Normalkommunikation werden, dann hat man sie eingebaut in den Kontext all dessen, was man vielleicht mit Interesse zur Kenntnis nimmt, was aber keinerlei Relevanz für das alltägliche Handeln hat. Solche Formen der Normalisierung haben eine psychologisch und sozialpsychologisch sehr wichtige Funktion: Sie reduzieren die Aufmerksamkeit auf die Probleme und zugleich die Dissonanz, die möglicherweise entstehen könnte, wenn man die Meldungen ernst nähme. Wenn Sie sich einmal genau prüfen: Beim Lesen der Klimareports – glauben Sie wirklich, dass wir auf eine Katastrophe zusteuern? Glauben Sie ernsthaft, dass Ihre Kinder gravierend schlechtere Zukunftsaussichten haben, als wir sie hatten? Nein, man versucht sofort umzuschalten auf: „Jetzt suchen wir mal eine Lösung" oder „Es wird schon alles nicht so schlimm werden".

Diese Dissonanzreduktion ist ein sozialpsychologisch sehr gut beschriebenes Phänomen. Erlebt man eine Diskrepanz zwischen einem Problem und der Möglichkeit, es zu lösen, verändert man die Wahrnehmung der Realität. Leon Festinger beschrieb dieses Phänomen in seiner Studie „When Prophecy Fails“. Er beobachtete in den 1950er-Jahren eine amerikanische Sekte, die sich intensiv auf den Weltuntergang an einem bestimmten Datum vorbereitete. Als er doch nicht eintrat, deuteten sie das nicht etwa als Irrtum ihrerseits und entwickelten auch keine Zweifel an der Sekte. Nein, die Interpretation war, es handle sich hier um eine Prüfung der Festigkeit ihres Glaubens. Der Mensch hat also großartige Mechanismen entwickelt, mit allfälligen Dissonanzen umzugehen. Sie merken das täglich selbst, wenn Sie viele gute Gründe dafür finden, warum Sie sich gerade einmal wieder gegen Ihre besseren Motive oder Ansprüche verhalten haben.

Umgang mit inneren Widersprüchen

Wir befinden uns also in einer Situation, in der selbst gut informierte und kritische Menschen Schwierigkeiten haben, vom Wissen zum Handeln zu kommen. Die Schwierigkeit beginnt schon damit, dass man die Implikation des Wissens, also das „Wenn-dann“, nicht ernsthaft an sich herankommen lässt. Man versucht, das Ganze in milderes, hoffnungsvolleres Licht zu tauchen. Warum aber verhält man sich nicht kongruent zu dem, was man an Informationen hat? Die Antwort ist relativ einfach: Weil man sich niemals kongruent zu seinem Wissen verhält. Sie kennen das Beispiel des Rauchers, der hervorragend über Krebs- und Herz-Kreislauf-Erkrankungen informiert ist. Wenn er Lust auf das Rauchen verspürt, ist ihm die Zigarette trotzdem wichtiger als dieses Wissen.

Auch das ist nicht weiter verwunderlich, weil jeder von uns gelernt hat, jeden Tag in ganz unterschiedlichen Rollen aufzutreten und ganz unterschiedlichen Erwartungen und Anforderungen gerecht zu werden. Wir müssen uns permanent unterschiedlich verhalten, je nachdem, ob wir gerade Familienvater, Patient im Sprechzimmer oder Teilnehmer einer wissenschaftlichen Konferenz sind. Politiker beispielsweise sagen gerne: „Fragen Sie mich jetzt als Mensch oder als Politiker?“ Das ist dieses Moment der Rollendistanzierung oder des Rollenwechsels. Wir sind dauernd mit Widersprüchen konfrontiert – unser Leben ist jenseits von Widersprüchen überhaupt nicht denkbar. Umgekehrt und aus einer klinischen Perspektive heraus würde man sagen: Menschen, die in Gesellschaften unseres Typs einem einheitlichen Paradigma von Handlung und Einstellung folgen, sitzen in psychiatrischen Anstalten. Das ist kein Witz, sondern eine Tatsache.

Das heißt also, Widersprüche auszuhalten oder nicht zur Kenntnis zu nehmen, gehört zu den Grundqualifikationen für die Existenz in Gesellschaften unseres Typs. Insofern müssen wir uns nicht wundern, wenn Menschen Widersprüche prima aushalten können. Schließlich und endlich bewegen wir uns natürlich nicht im Rahmen universaler Rationalitätsanforderungen in der Art von: „Wir haben ein globales Problem, das ist der Klimawandel, insofern sind alle meine Handlungsbedingungen geprägt durch den Klimawandel.“ Das ist nicht der Fall. Stattdessen gibt es da jede Menge partikularer Rationalitätsanforderungen, die unsere Handlungsentscheidungen leiten. Deshalb wird ein Skiliftbetreiber, der vom Klimawandel weiß, eben doch eine neue Schneekanone installieren. Und der Fischer, der genau weiß, dass die Meere überfischt sind, wird größere Netze auswerfen. Beide haben gute Gründe, noch ein paar Jahre wirtschaftlich überleben zu wollen. Die partikularen Rationalitäten machen es außerordentlich wahrscheinlich, dass man zu ihren Gunsten größere Probleme ignoriert.

Es gibt noch einen Punkt, der verschärfend hinzukommt: die bereits erwähnten mentalen Infrastrukturen. Es ist irreführend zu glauben, wir könnten Veränderung großflächig initiieren, indem wir einen minimalen Teil der lebensweltlichen Orientierungslandschaft bespielen. Und Information und Kommunikation, also das Mitteilen von Fakten, macht eben nur einen minimalen Teil unserer Orientierungsleistung in der Welt aus. Der Großteil dessen, was uns lenkt, erreicht nicht einmal die Stufe des Bewusstseins und der Reflexion. Wenn man irgendwohin möchte, denkt man nicht zuerst grundsätzlich über Verkehrsmittel nach. Sie sind einfach da. Genauso wie der Rest der Infrastruktur, der uns Orientierung gibt und von dessen selbstverständlichem Funktionieren wir ausgehen. Rechenschaft legt man sich nur im Grenzfall ab, nämlich dann, wenn etwas nicht funktioniert. In jenen Momenten wird man sich bewusst, dass diese Dinge existieren. Diese Strukturen prägen unsere Befindlichkeit in der Welt, und das ist etwas anderes als das kognitive Archiv unserer Wissensbestände.

Veränderung auf der lebensweltlichen Ebene

Das sind nur ein paar Gründe dafür, warum meines Erachtens die Frage, wie man vom Wissen zum Handeln kommt, falsch gestellt ist. Und hier komme ich endlich zum positiveren Teil meiner Ausführungen: Es gibt zwar keinen Weg vom Wissen zum Handeln, aber ich glaube, dass es einen Weg vom Handeln zum Wissen gibt. Das mag im ersten Moment irritieren, erschließt sich aber relativ einfach. Denken Sie daran, welche unendlichen Mengen von passivem Wissen Sie mit sich herumschleppen. Vokabeln, mathematische Formeln, Schlagertexte von vor 30 Jahren. Sie haben die Eigenschaft, erst dann eine Bedeutung zu bekommen, wenn sie in einen Gebrauchskontext kommen. Man trifft sich und sagt: „Mensch, da gab es doch diesen Song von Rex Gildo …“ Schon singt man sich wechselseitig Schlagertexte vor, und das passive Wissen

bekommt plötzlich einen emotionalen Gebrauchskontext. Und jetzt kommt etwas Gemeines: Ich habe den ganz starken Verdacht, dass die Umwelt- und Klimakommunikation, all das Wissen über CO_2-Gehalte, Erderwärmung und Artensterben nur dort einen Gebrauchskontext hat, wo Menschen sich professionell damit beschäftigen – nämlich auf Konferenzen, in wissenschaftlichen Projekten oder Ämtern. Dort hat es eine große Bedeutung. Gleiches gilt allerdings nicht automatisch für andere Menschen. In vielen lebensweltlichen Zusammenhängen unserer hervorragend funktionierenden Alltagswelt spielt das Wissen, dass im Jahr 2100 der Meeresspiegel um soundso viel Zentimeter angestiegen sein kann, keine Rolle. Es gibt keinen Gebrauchskontext dafür und ist deshalb für diese Menschen egal.

Insofern stellt sich für uns eine ganz andere Aufgabe, wenn es darum geht, diese Themen an die Frau oder an den Mann zu bringen. Es geht um Gebrauchskontexte und darum, wie in deren Rahmen Wissensbestände wirksam werden.

Da gibt es das Beispiel der Staudinger-Gesamtschule in Freiburg. Sie hat sich vor etwa zehn Jahren vorgenommen, energieeffizienter zu werden, was mit einem Energiespar-Contracting auch gelungen ist. Mittlerweile ist diese Schule nicht nur umweltfreundlicher als andere, auch die Kultur hat sich dort verändert. Die Schüler beschäftigen sich jetzt intensiv mit dem Klimawandel. Hier ist abstraktes

Wissen mit den konkreten Gebrauchszusammenhängen in die Lebenswelt eingegangen. Und diese lebensweltlichen Effekte sind klasse, weil die Kinder natürlich nach Hause gehen und sagen: „Wieso steht das Gerät auf Stand-by?“ Oder noch besser: Keines dieser Kinder lässt sich noch von Mama mit dem Cayenne zur Schule fahren, weil das voll peinlich ist. Das sind lebensweltliche Veränderungsprozesse, in denen Wissen nur insofern eine Rolle spielt, als es im Gebrauchskontext angewendet wird, um zu argumentieren.

Ein weiteres Beispiel: Der Rückversicherer Swiss Re zahlt Mitarbeitern, die sich ein Hybridfahrzeug oder eine effiziente Heizanlage kaufen, einen erheblichen Zuschuss. Das hat einen verblüffenden Effekt: Stellen Sie sich einen Mitarbeiter vor, der vorher eine C-Klasse-Limousine fuhr. Jetzt steht plötzlich ein Toyota Prius vor der Haustür. Wenn nun der Nachbar sagt: „Was fährst du denn da für eine Schüssel?“, wird er nicht erwidern: „Den habe ich nur, weil ich dafür ein paar Tausender von meinem Chef bekommen habe.“ Nein! Er wird sagen: „Hallo? Das ist ein super Wagen – 80 Gramm CO_2 pro Kilometer – und Deiner?“ Hier wird also ein ehemals passiver Wissensbestand argumentativ sinnvoll eingesetzt und verändert dadurch auch Lebenswelten.

Beispiele dieser Art gibt es viele. Die beiden mögen an dieser Stelle aber ausreichen, um deutlich zu machen, dass wir die Perspektive fundamental verändern müssen: Die stärksten Momente der Veränderung passieren in der Praxis und nicht im Wissen. Deshalb scheitern auch diese jahrelangen Aufklärungsprogramme – weil sie den lebensweltlichen Bezug nicht finden.

Wenn wir über die fundamentalen Weichenstellungen sprechen, die für die Zukunftsfähigkeit unserer Kultur unabdingbar sind, müssen wir auf drei Ebenen denken: auf der Ebene der internationalen Abkommen, auf der Governance-Ebene im nationalen Maßstab und schließlich, aber vor allem, auf der Ebene der kulturellen und lebensweltlichen Praxis.

Und hier komme ich zum Anfang zurück: Um 80 Prozent fossiler Energien in 80 Prozent erneuerbare umzuwandeln, bedarf es eines fundamentalen kulturellen Wandlungsprozesses. Wir – und dieses „wir“ meine ich ganz konkret – müssen unsere kulturelle Praxis fundamental verändern. Und zwar nicht aus dem Wissen heraus, sondern aus einem ganz konkreten lebensweltlichen Grund: Weil wir uns in eine Situation hineinmanövriert haben, die in der Moderne so noch nicht vorgekommen ist. Einer der Kernbestandteile moderner Gesellschaften ist ein fiktionaler Generationenvertrag. Nachfolgende Generationen sollen die gleichen Möglichkeiten der eigenen Zukunfts- und Weltgestaltung haben wie ihre Vorgängergenerationen. Diese transgenerationelle Moral zeigt sich in der alltäglichen Formulierung: „Unsere Kinder sollen es einmal besser haben, als wir es hatten.“ Jetzt befinden wir uns in einer Situation, wo sich dieses Verhältnis radikal umkehrt: Unsere Kinder sollen es einmal schlechter haben als wir. Oder weniger normativ formuliert: Sie werden es schlechter haben.

Und der Raubbau an ihren Zukunftsaussichten findet ironischerweise genau deswegen statt, weil wir alles dafür tun, um den Status quo aufrechtzuerhalten, alles mobilisieren, um uns selber glauben zu machen, es gehe schon irgendwie weiter.

Raubbau an der Zukunft

Mein letzter Punkt bezieht sich auf dieses Raubbauprinzip. Alle Krisen, die ich eingangs angedeutet habe, gehen auf die Wirtschaftsform zurück, die unsere Gesellschaft so ungeheuer erfolgreich gemacht hat. Der Witz daran: Dieses Prinzip des Wirtschaftens, das seit 200 bis 250 Jahren in unserem Teil der Welt hervorragend funktioniert, war immer nur als partikulares Prinzip gedacht. Niemand hat jemals daran gedacht, dass es sich universalisieren könnte. Aus einem ganz einfachen Grund: Weil der größte Teil des Treibstoffs, den wir brauchen, um diese Maschine am Funktionieren zu halten, von außen kommt. Er wird von irgendwoher bezogen. Wenn wir aber diese Form des Wirtschaftens globalisieren, gibt es plötzlich kein „Außen“ mehr, aus dem das System seine Ressourcen beziehen kann. Die Lösung für dieses Problem ist ebenso spektakulär wie beängstigend: Wenn es das Außen im Raum nicht mehr gibt, dann gibt es nur noch ein anderes – und das liegt in der Zeit. Es ist die Zeit der nachfolgenden Generationen. Das ist genau, was gegenwärtig passiert: Raubbau an der Zukunft. Der Modus der Problemlösung besteht im fortlaufenden Aufnehmen von Krediten bei der Zukunft, das gilt für den Finanzsektor genauso wie für die Umwelt.

Ich glaube, wenn man sich mit diesem Gedanken einmal vertraut gemacht hat, weiß man zutiefst, dass dieser Zustand der Generationenungerechtigkeit nicht haltbar ist. Generationenkonflikte gehören zu den stärksten Auslösern sozialer Veränderungsprozesse, das hat uns das 20. Jahrhundert mit Nationalsozialismus und Stalinismus gelehrt. Hier hatten nachrückende Generationen das Gefühl, sie hätten nicht die gleichen Chancen wie ihre Vorgänger. Vor diesem Hintergrund plädiere ich dafür, vorhandene Handlungsspielräume sofort zu nutzen, solange diese von außen noch nicht eingeschränkt sind. Wir leben in einer der reichsten Gesellschaften der Welt, und damit verfügen wir über unglaublich große Handlungsspielräume. Das ist die Chance die wir haben. Und dabei geht es um Veränderung von Praxis, nicht von Kommunikation.

Inwertsetzung von Ökosystemdienstleistungen

Prof. Dr. Bernd Hansjürgens, Leiter Department Ökonomie, Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung – UFZ

Prof. Dr. Bernd Hansjürgens

Bernd Hansjürgens, geboren 1961, leitet seit 1999 das Department Ökonomie am Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung – UFZ. Zugleich lehrt der Volkswirt Umweltökonomik an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Er ist an der wissenschaftlichen Koordination der TEEB-Studie „The Economics of Ecosystems and Biodiversity" beteiligt, die das UFZ seit 2008 übernommen hat.

Mit dem Schritt von der Anerkennung der ökosystemaren Leistungen hin zu ihrer ökonomischen Bewertung wird der vielfältige Nutzen, den uns die Natur bringt, mess- und vergleichbarer. Das fördert einen schonenden Umgang mit den natürlichen Ressourcen und erleichtert nachhaltigere Entscheidungen auf allen Ebenen. Die Studie „The Economics of Ecosystems and Biodiversity (TEEB)" kann zur Entscheidungsfindung beitragen.

Die Herausforderung ist bekannt und bereits ausführlich besprochen worden: Wir befinden uns inmitten dramatischer Veränderungsprozesse, welche die Biodiversität sowie die Funktionen und Leistungen von Ökosystemen bedrohen. Ich möchte einige dieser Effekte noch einmal in Erinnerung rufen.

- Der Klimawandel: In den letzten 100 Jahren ist die globale Durchschnittstemperatur bereits um knapp ein Grad gestiegen. Die Prognosen sprechen von zwei bis sechs Grad bis zum Jahr 2100.
- Der Bevölkerungsanstieg: Bis zum Jahr 2050 wird die Weltbevölkerung voraussichtlich auf neun Milliarden Menschen anwachsen. Das geht mit einer beeindruckenden Welle der Urbanisierung einher. Schon seit 2007 leben mehr Menschen in Städten als auf dem Lande. Die Zahl der sogenannten Megastädte wird von vier im Jahr 1950 auf mehr als 60 im Jahr 2030 ansteigen.
- Die Veränderung der Konsumgewohnheiten: Wenn die Menschen reicher werden, verzehren sie mehr Fleisch. Allein in China ist der Pro-Kopf-Fleischkonsum in den letzten 30 Jahren von 20 auf 50 Kilogramm pro Jahr gestiegen. Das Problem: Für die gleiche Nahrungsmenge werden bei der Produktion von Fleisch deutlich mehr Ressourcen verbraucht als bei der Produktion pflanzlicher Nahrungsmittel.
- Die Wasserproblematik: In 20 Jahren wird mehr als ein Viertel der Menschheit unter Wasserknappheit leiden. Gleichzeitig hat sich der Nährstoffeintrag in die Gewässer seit der Industrialisierung verdoppelt und nimmt weiterhin zu.
- Der Landnutzungswandel: Der Mensch verändert die Wälder: Aus Urwäldern werden Flächen extensiver landwirtschaftlicher Nutzung und Plantagenwirtschaftung, und daraus wird degradiertes Land. Ähnlich verläuft die Entwicklung bei Grasland.
- Die Biodiversitätsverluste: Der „Living Planet Index" – ein Standard zur Messung der biologischen Vielfalt – ist in den letzten 30 Jahren bereits um rund 30 Prozent zurückgegangen.

Analyse der Ursachen

Das war die Bilanz. Aber was sind die Gründe dafür? Eine zentrale Ursache ist ökonomischer Natur: Die oft verborgenen Werte der Natur werden in unseren täglichen Entscheidungen systematisch vernachlässigt. Bestehende Märkte erfassen nur selten Ökosystemleistungen, und wenn, dann meist nur Teile davon. Ansatzweise gilt das für den Ökotourismus oder den Wasserbereich, wo bestimmte Leistungen bereits bezahlt werden. Viele Ökosystemleistungen aber werden in keiner Weise vergütet. Oft genug gibt es nicht einmal Märkte für diese Leistungen. Es handelt sich ökonomisch gesprochen um öffentliche Güter, also Kollektivgüter, die über kollektive, öffentliche Entscheidungen bereitgestellt werden müssten. Aber warum werden diese Kollektivgüter nicht angeboten? Die Antwort lautet aus meiner Sicht: Weil wir es nicht schaffen, kollektiv die richtigen Rahmenbedingungen zu setzen.

Dazu sollten wir uns den Nutzen der Biodiversität ansehen: Deren Vorteile nehmen viele Formen an und streuen weit. Beispiel Wald: Er bringt zuallererst Vorteile im lokalen Maßstab, also den Menschen, die von ihm leben. Im regionalen Maßstab passiert dies über den Wasserkreislauf oder das regionale Klima. Global gesehen bringt er Nutzen als Ort von Biodiversität oder als CO_2-Senke. Das Problem: Die Kosten für Biodiversitätsschutz fallen sofort und oft auf einer regionalen oder lokalen Ebene an. Die Vorteile dagegen treten häufig erst in der Zukunft auf einer globalen Ebene auf. Zudem sind sie indirekter Art. Ein Schutzgebiet auszuweisen bringt also auf der lokalen Ebene erst einmal nur Kosten, die Kosten entgangener Gewinne (Opportunitätskosten). Der Nutzen liegt in der Zukunft und ist außerdem für die Entscheider vor Ort oft genug mit Unsicherheiten behaftet: Was bewirken die einzelnen Arten? Und wie wirkt sich der Biodiversitätsschutz in den Ökosystemen aus? Und jetzt versetzen Sie sich in die Situation des Entscheiders. Er hat zwei Alternativen: Er kann sich für sichere Erträge in der Gegenwart entscheiden oder für sehr unsichere, die noch dazu weit in der Zukunft liegen. Das ist eines der Hauptprobleme, aus denen sich die Biodiversitätsproblematik ergibt.

Die Wahl der Therapie

Was ist also die Therapie aus dieser Perspektive? Inwieweit kann hier ökonomische Inwertsetzung die Situation verbessern? Die Antwort: Wir müssen die Rahmenbedingungen anders setzen und dadurch das menschliche Verhalten beeinflussen. Und wie geht das? Nun, zunächst mithilfe des Millennium Ecosystem Assessments. Das ist eine systematische und weltweite Erfassung von Ökosystemen, ihren Funktionen und Leistungen. Dann kommt die ökonomische Bewertung hinzu – hier haben wir den beginnenden Übergang von der Anerkennung ökologischer Leistungen hin zu einer ökonomischen Inwertsetzung. Das mag als kleiner Schritt erscheinen. In Wirklichkeit ist es ein sehr großer, denn er schärft das Bewusstsein für die Leistungen von Ökosystemen und macht deutlich, dass sie einen Wert haben. Und das gilt unabhängig davon, ob diese Werte monetär, semiquantitativ oder qualitativ erfasst werden. Wenn es gelingt, dadurch die inhärenten, oft verborgenen Werte stärker offenzulegen, kommt es zu einer anderen Wahrnehmung von Biodiversität.

Gleichzeitig zeigt sich hier bereits eine der großen Herausforderungen, denn methodisch ist es alles andere als einfach, diese Inwertsetzung sauber zu vollziehen. Da muss man sich mit Ersatzmärkten, Befragungen und allen möglichen Krücken behelfen. Einen Punkt gilt es hier besonders zu betonen: Wenn wir von Werten sprechen, dann möchte ich davor warnen, dies ausschließlich mit einer Monetarisierung in Verbindung zu bringen. Das wäre deutlich zu kurz gegriffen, denn wir haben Werte und Effekte auf ganz unterschiedlichen Ebenen, wie Gesundheit, Soziales, Einkommen und Sicherheit. Würde man hier ausschließlich monetär ansetzen, würde man nur die Spitze des Eisbergs zu fassen kriegen. So oder so bleibt es schwierig, die Leistungen der Natur messbar zu machen, aber immerhin können wir versuchen, auf allen Ebenen – der Monetarisierung, der Quantifizierung und Qualifizierung – so weit zu gehen, wie es uns das Wissen erlaubt. Das ist die Idee, die hinter dem Millennium Ecosystem Assessment und der Studie „The Economics of Ecosystems and Biodiversity – TEEB" (Die Ökonomie von Ökosystemen und der Biodiversität) steckt.

Der Wert ökonomischer Werte

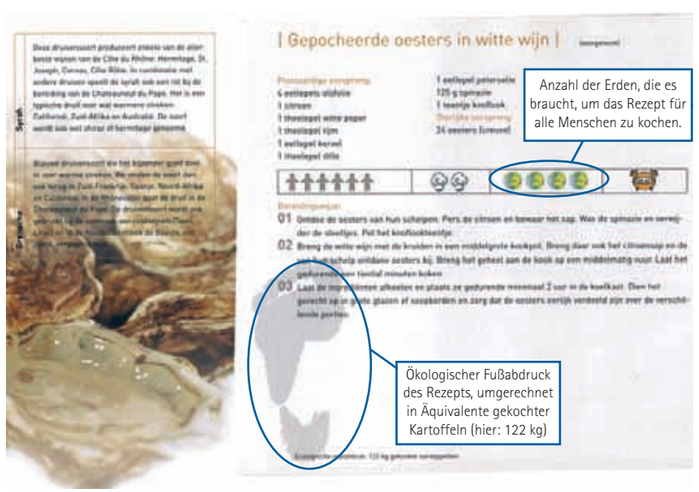
Und warum brauchen wir eigentlich ökonomische Werte? (Wohlgemerkt: „Werte" und nicht „Preise"!) Wegen ihrer Informationsfunktion. Sie machen unterschiedliche Dinge wie „menschengemachtes" und „naturgemachtes" Kapital oder verschiedene Arten von Ressourcen vergleichbar. Oder wir können dadurch unterschiedliche und breit streuende Werte

aggregieren. Und wir können neue Märkte schaffen, denken Sie hier nur an den CO_2-Handel. Vor 20 Jahren gab es diesen Markt nicht, seine Einführung war sozusagen eine Revolution. Wie großartig wären die Möglichkeiten, wenn es uns gelänge, auch nur ansatzweise solche Märkte im Biodiversitätsbereich zu implementieren? Wir setzten ganz neue Signale dadurch. Sogar zukünftige Werte könnten so sichtbar gemacht werden, denn Märkte enthalten auch Optionswerte. Denken Sie hier nur an den Regenwald und das Potenzial für pharmazeutische Produkte. Teilweise reagieren die Pharmaunternehmen hier ja bereits. Ökonomische Werte können aber auch dazu beitragen, Armut und soziale Probleme zu bekämpfen: Wenn wir Werte analysieren, fragen wir immer auch, wer den Nutzen und wer die Kosten hat. Und wenn wir für lokale oder regionale Leistungen die Begünstigten und die Benachteiligten klar identifizieren können, sind wir besser in der Lage, Kompensationsleistungen zu zahlen. Das ist auch ein Gedanke, der hinter der ökonomischen Bewertung steht, der aber oft übersehen wird.

Zugleich, und das sollten wir nicht vergessen, haben ökonomische Werte wie Preise auch eine Lenkungsfunktion. Es wird sozusagen ein Kompass geliefert: Politiker, Bürger und Unternehmen können ihre Verhaltensweisen an den „neuen“ Werten orientieren. Bei Entscheidungen wird besser abgewogen und schonender mit Naturressourcen umgegangen. Das ist mit dem Begriff „Kompass“ umschrieben. Außerdem besteht die Möglichkeit, Zielkonflikte (Trade-offs) sichtbar und damit auch besser verhandelbar zu machen. Wir könnten endlich klar gegenüberstellen: Wenn eine Kommune kein Industriegebiet ausweist, was kostet das dann und was ist andererseits damit gewonnen? Bisher wurden solche Entscheidungen systematisch verzerrt, weil kein kalkulierbarer Wert für Natur oder Naturleistungen vorliegt. Wenn es uns gelingt, hier weiterzukommen, werden die Entscheidungen in unserem marktwirtschaftlichen, dezentralen Entscheidungssystem auf eine bessere Ebene gehoben. Denn bessere Entscheidungen sind möglich.

Es gibt bereits gute Beispiele, wie Natur und Ökosystemleistungen in Wert gesetzt werden können, überall auf der Welt. Wir können sie sammeln, lernen, wo es klappt, und überlegen, was übertragbar ist – auf andere Regionen und auf andere Sektoren und Bereiche. Ich möchte hier einige Beispiele nennen, wie die Einschleppung und Verbreitung der Zebramuschel in Nordamerika. Die Weichtiere breiteten sich ungewöhnlich rasch aus und verstopften Wasserleitungen. 100 Millionen Dollar kosten sie allein die Kraftwerksindustrie jährlich. Monetarisierung funktioniert also auch über Schäden. Ein anderes Beispiel hierfür: Der Schaden, den die Landwirtschaft in Großbritannien an anderen Ökosystemdienstleistungen verursacht, wird auf zehn Prozent der Einnahmen der Betriebe geschätzt.

Auch neue Märkte sind bereits entstanden, wie das „Wetland Banking“ in den USA oder das „Bio-Banking“ in Australien zeigen. In beiden Fällen kaufen Privatmenschen oder Unternehmen „Credits“, um ihren negativen Einfluss auf Feuchtgebiete oder die Biodiversität (zum Beispiel durch Landwirtschaft oder Bebauung) an anderer Stelle auszugleichen. Ökologen streiten noch darüber, ob aufgegebene und neue Flächen tatsächlich äquivalent sind.



Quelle: Tack/Linssen (2004): „De (h)eerlijke keuken: biodiversiteit op tafel“.

Zumindest wird hier bereits versucht, eine Kompensation zu schaffen. Und dazu braucht es vergleichbare Werte.

Auch sehr interessant: „Bienen an der Börse“, lautete eine Schlagzeile der Börsenzeitung vom 11.05.2007. In den USA hat man festgestellt, dass Anleger auf steigende Agrarpreise spekulieren, wenn der Honigpreis steigt. Das ist völlig klar, denn Bienen sind verantwortlich für die Bestäubung und damit auch für einen Teil der Erträge in der Landwirtschaft. Wissenschaftler haben dieser Funktion mittlerweile einen erstaunlich hohen Wert bescheinigt: Auf 150 Milliarden Euro wird die ökonomische Bedeutung der Bestäubung pro Jahr geschätzt.

Das letzte Beispiel, das ich ansprechen möchte, ist das belgische Kochbuch mit dem Titel „De (h)eerlijke keuken: biodiversiteit op tafel“. Das Wortspiel „heerlijk = lecker“ und „eerlijk = ehrlich“ deutet schon an, dass die Autoren eine ganz andere Möglichkeit gefunden haben, mit Werten zu arbeiten. Neben einem Rezept für Austern in Weißweinsoße bilden sie beispielsweise die Anzahl der Erden ab, die nötig sind, um dieses Gericht für alle Menschen zuzubereiten. Bei anderen ist es der „ökologische Fußabdruck“, der angegeben wird, umgerechnet in die Äquivalente gekochter Kartoffeln. Couscous mit Seefrüchten beispielsweise entspricht 210 Kilogramm gekochten Kartoffeln – damit ist es auch das „erdenschädlichste“ Rezept des ganzen Buches. Es gibt also durchaus Ansätze, in anderen Wertkategorien als Geld zu denken. Ich habe dieses Beispiel mit Bedacht ausgewählt, weil ich zeigen wollte, dass der Fantasie viele Möglichkeiten offenstehen, Inwertsetzungen jenseits einer engen ökonomischen Monetarisierung vorzunehmen.

Das Ziel der Studie

Was heißt das nun für die TEEB-Studie? Die Geschichte der Studie beginnt eigentlich mit dem „Stern-Report“ zur Klimapolitik, der Ende 2006 erschienen ist. Man kam auf die Idee, die Biodiversität als zweites zentrales Problem der Welt anzugehen. Ähnlich wie durch den Stern-Report wollte und will man mit TEEB einen Prozess in Gang setzen. Das ist kein rein wissenschaftlicher Prozess, er ist politisch angestoßen. Er hat auch eine politische Funktion, das muss man ganz klar sehen. Es geht um Sichtbarmachen, um Offenlegen und darum, möglichst viele Menschen im globalen Maßstab bei diesem Prozess mitzunehmen. Der Studienleiter Pavan Sukhdev, ein Inder, der lange bei der Deutschen Bank in London gearbeitet hat und jetzt für die Vereinten Nationen tätig ist, sagt es so: „Die Gesellschaft muss dringend ihren mangelhaften ökonomischen Kompass ersetzen, damit sie nicht das menschliche Wohlergehen und die Gesundheit des Planeten durch die Unterbewertung und den dauerhaften Verlust von Ökosystemen und Biodiversität aufs Spiel setzt.“

Ziel der Studie ist es, die ökonomischen Aspekte von Ökosystemen und Biodiversität in den Fokus zu rücken und einen umfangreichen Überblick über den diesbezüglichen Stand der Wissenschaft und der ökonomischen Methoden zu geben. Das Prinzip ist „Call for Evidence“. Wissenschaftler, aber auch Praktiker auf der ganzen Welt sind aufgerufen, uns Beispiele für Inwertsetzungen zu senden. Aus Indien, aus Südamerika, aus Afrika – aus allen Teilen der Welt. Weil man von Beispielen sehr viel lernen kann. Es soll also keine neue Studie im Sinne neuer Ergebnisse produziert werden, sondern es ist eher eine Studie für „Jäger und Sammler“. Es geht um ein Zusammentragen von Beispielen, um eine Standortbestimmung. Und es sollen die Ansprüche vier verschiedener Anwendergruppen bedient werden – nationale und internationale Politik, Verwaltungen auf der regionalen und lokalen Ebene, Unternehmen sowie Bürger und Konsumenten. Deshalb wird die TEEB-Studie auch mit einem Basisbericht zum Stand der Forschung und vier Einzelberichten abschließen, die auf diese speziellen Zielgruppen hin ausgerichtet sind. Wir werden also dieselben wissenschaftlichen Grundlagen auf verschiedene Weise und mit unterschiedlichen Schwerpunkten präsentieren, um für die potenziellen Anwender die jeweils passende Sprache zu finden und so eine schnelle Implementierung der Ergebnisse zu fördern.

Für mich als Ökonom sind alle diese Zielgruppen wichtig, die Politik jedoch am allerwichtigsten, weil ich davon ausgehe, dass angemessene Rahmenbedingungen gesetzt werden müssen. Die Politiker sind jetzt aufgefordert, den Rahmen zu korrigieren, damit die Inwertsetzung ihre Informations- und Lenkungsfunktion entfalten kann. Dann kann sich der Einzelne in seinem Verhalten anpassen. Für den Schutz von Biodiversität und Ökosystemleistungen wäre viel gewonnen. Und für uns alle.

Integration von Nachhaltigkeit ins Kerngeschäft als Beitrag zum Unternehmenserfolg

Dr. Stephan Scholtissek, Global Managing Director, Accenture

Dr. Stephan Scholtissek

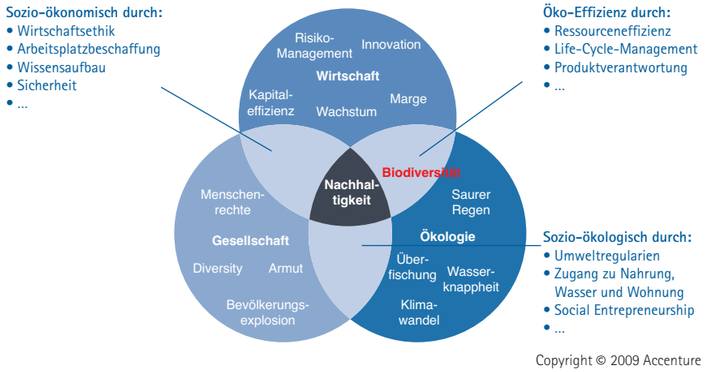
Stephan Scholtissek, Jahrgang 1959, ist promovierter Biochemiker. Er begann seine Karriere beim Medizintechnologieunternehmen Dräger und entschied sich anschließend für den Wechsel in die Unternehmensberatung. 1997 ging er zu Accenture, wo er 2003 zum Deutschland-Chef ernannt wurde. Seit November 2009 ist Stephan Scholtissek global verantwortlicher Management Consulting Lead des Accenture-Geschäftsbereichs Resources (Energie, Rohstoffe, Chemie).

Der Verlust an Biodiversität stellt ein Risiko für Unternehmen dar. Zwar engagieren sich einige Unternehmen bereits für den Erhalt der biologischen Vielfalt, doch sind nur wenige bisher in der Lage, dies in finanziellen Wert umzusetzen. Da Biodiversität aber ein Bestandteil der Nachhaltigkeitsdiskussion ist – und nachhaltiges Wirtschaften den Unternehmenswert steigert –, sollte es auch möglich sein, den Biodiversitätsschutz als Werttreiber zu nutzen.

Mir geht es genau darum zu zeigen, wie das Thema biologische Vielfalt aus betriebswirtschaftlicher Sicht einzuordnen ist. Und einführend kann ich sagen: Wenn Nachhaltigkeit, wenn Biodiversitätsschutz nicht im Kerngeschäft des Unternehmens ankommen, ist nicht viel gewonnen, dann kann es auch keinen Wertbeitrag fürs Unternehmen liefern, außer vielleicht einen publizistischen, marketingmäßigen oder vielleicht politischen. Diesem Gedanken will ich mich ein Stück weit nähern: Es gibt viele Themen in diesem Bereich, aber Nachhaltigkeit ist erst dann gegeben, wenn Wirtschaft, Gesellschaft und Ökologie sich überschneiden. Alles andere hilft der Gesellschaft, hilft der Ökologie, hilft der Wirtschaft, aber eben nicht allen, und damit ist es auch nicht nachhaltig. In diese Schnittmenge haben wir auch Biodiversität hineingezeichnet (s. Abb. 1).

Die erste Erkenntnis ist die, dass für Unternehmen etwas wichtig wird, wenn es ein Risiko darstellt; wenn Biodiversität verlorengeht, ist dies ein Risiko für Unternehmen. Ich versuche mit Beispielen zu zeigen, woran das liegt. Der erste Punkt ist die Pharmaindustrie. Drei Viertel aller Medikamente beruhen auch heute noch auf pflanzlicher Basis, in den Entwicklungsländern sind es 90 Prozent. Ebenso sind die Kosmetik-, Textil- und Lebensmittelindustrie vom Verlust dieser Rohstoffe bedroht. Die Lebensmittelindustrie ist beispielsweise von Überfischung und dem Verlust der weltweiten Korallenriffe betroffen. Eine ganze Industrie geht dabei praktisch verloren. Wenn es keine Fische mehr in der Nordsee und im Atlantik gibt, dann wird es auch hier, direkt vor der Haustür, schwierig. Die Holz- und Papierindustrie kennt die Risiken: Die Monokulturen bekommen Schwierigkeiten mit einem höheren Schädlingsbefall und damit auch die Unternehmen. Und letztlich ist auch die Tourismusbranche betroffen. Sie leidet unter der Verschmutzung und Verwüstung von Landschaften sowie aussterbenden Tier- und Pflanzenarten. Somit wird klar: Unternehmen müssen sich um dieses Thema kümmern, weil es ein Risiko darstellt.

Abb. 1: Biodiversität als Bestandteil der Nachhaltigkeit



Copyright © 2009 Accenture

Es ist auch nicht neu, dass einige Unternehmen sich bereits engagieren. Eine achtenswerte Initiative der Bundesregierung gibt es auch, sie heißt „Biodiversity in Good Company“. Daran sind 40 Unternehmen, auch große wie Otto, TUI, VW und HeidelbergCement beteiligt. Doch welche sind typische Initiativen, die Unternehmen ergreifen? Dabei geht es etwa um Naturreservate, Wölfe wieder ansiedeln, Regenwald erhalten oder aufforsten und so weiter. Unser Haus macht es auch nicht anders, wir haben einen kleinen Mischwald gepflanzt. Das sind begrüßenswerte Projekte, aber – und jetzt kommt der entscheidende Punkt – das ist nicht das, worum es geht. Dieses sicher nicht falsche Engagement hat keinen Bezug zu den Unternehmen, hat keinen wirtschaftlichen Nutzen und ist daher auch nicht nachhaltig. Nachhaltig ist ein Unternehmen vielmehr dann, wenn es Werte für Eigentümer und Gesellschaft generiert und dabei negative soziale, ökologische und ökonomische Auswirkungen für alle Beteiligten minimiert sowie positive soziale, ökologische und ökonomische Auswirkungen maximiert.

Werttreiber der Nachhaltigkeit

Wir müssen uns daher klarer machen, dass es um begrenzte Rohstoffe geht. Das hat einfache wirtschaftliche Konsequenzen: Die Preise steigen, und die Preise werden volatil. Um dem zu entgehen, muss ein Unternehmen in dem Maße, in dem der Preis für Rohstoffe und Energie steigt, anfangen, dasselbe Produkt mit weniger Rohstoffen und Energie herzustellen. Es gibt genügend Wettbewerber, die sich nicht so verhalten, und damit sollte sich zügig eine unterschiedliche Preisstellung am Markt etablieren, die dazu führt, dass derjenige, der so handelt, am Ende billiger am Markt anbieten und mehr Umsatz realisieren kann. Darum geht es letztlich im Wettbewerb.

Abb. 2: Erfolgsfaktoren bei der Integration von Nachhaltigkeit ins Kerngeschäft

Copyright © 2009 Accenture

Unabhängig von der Kostenseite gibt es natürlich noch genügend andere Möglichkeiten, innovative Produkte herzustellen, die ein nachhaltiges oder ein nachhaltigeres Profil haben, und das ist der andere Teil, den ich erreichen kann, wenn ich mich mit Nachhaltigkeit beschäftige und in mein Kerngeschäft hineinhole (s. Abb. 2).

Wenn man sich zudem proaktiv mit Umweltauflagen auseinandersetzt, führt das dazu, dass man im Zweifelsfall nicht nachrüsten muss, wenn sich etwa Gesetze ändern. So ist man nicht Getriebener, sondern ist aktiv unterwegs und kann sich um andere Dinge kümmern: den Umsatz erhöhen und Kosten reduzieren.

Der vierte Werttreiber sind die immateriellen Werte – auch das wird häufig nicht wirklich verstanden. Wer Aktienkurse anschaut und Bilanzen lesen kann, sieht, dass das, was an Werten in einem Unternehmen vorhanden ist, deutlich niedriger ist als das, wofür ein Unternehmen an der Börse gehandelt wird. Um diese immateriellen Werte geht es eben auch. Um die Fantasie, dass es einem Unternehmen etwa gelingt, steigende Rohstoffkosten verdauen zu können, ohne den Preis des Produkts oder der Dienstleistung erhöhen zu müssen; diese Fantasie können Investoren gut verstehen.

Anreize und Blockaden

In der Summe ergibt sich also ein klarer Anreiz, sich mit dem Thema zu beschäftigen und als Kerngeschäftsthema anzusehen. Zudem ist „nachhaltig Wirtschaften“ relativ einfach definierbar: Nachhaltig agiere ich dann – und nur dann –, wenn es mir gelingt, die gesellschaftlichen, ökologischen, aber auch wirtschaftlichen Risiken meines Unternehmens zu minimieren und die Chancen zu maximieren.

Was also hält Unternehmer – wider besseres Wissen – davon ab, das Richtige zu tun? Es sind vornehmlich menschliche Blockaden:

- Begrenzte Aufnahmefähigkeit für Probleme und Bedrohungen: Nach AIDS, BSE, Vogel-, Schweinegrippe, Ozonloch, Erderwärmung jetzt auch noch Biodiversitätsverlust?
- Mangelnde Kenntnis über konkrete Auswirkungen unternehmerischen Handelns auf Biodiversität.
- Kostenloser Zugriff auf Güter der Natur: Solange dieser Zugriff nicht „bezahlt“ werden muss, spürt der Unternehmer selten die Konsequenzen.
- Es zählt der unmittelbare Vorteil: Die kurzfristige dominiert die langfristige Perspektive.
- Zweifel an der Messbarkeit und Umsetzbarkeit von Vorteilen: Was nicht gemessen wird, erzeugt keine Handlungsnotwendigkeit.

Das heißt, es handelt sich um ein menschliches Thema; wir wissen das, aber umso mehr muss man eben auf der einen Seite aufklären und auf der anderen Seite als Staat Rahmen setzen. Das kann nicht ein Staat alleine machen – wir müssen weltweit zu einer einheitlichen Regelung kommen, um am Ende etwas zu erreichen.

Biodiversität im Kerngeschäft

Wenn Biodiversität kraftvoll gefördert werden soll, dann geht das nur über die Integration ins Kerngeschäft. Das hat eine gewisse Logik: Wenn einerseits Nachhaltigkeit im Kerngeschäft Wert schaffen kann und andererseits Biodiversität Bestandteil der Nachhaltigkeitsdiskussion ist, dann muss sich auch durch Integration von Biodiversität ins Kerngeschäft Wert schaffen lassen. Oder umgekehrt: Mit dem Fokus auf nachhaltiges Wirtschaften kommen auch die Bemühungen um die Biodiversität voran. Wenn die ersten Unternehmen anfangen, so zu handeln, dann steigt der Druck auf die anderen, weil sie sonst am Ende entweder auf der Preisseite oder auf der Imageseite am Markt verlieren.

Doch wie weiß man eigentlich, wo man in puncto Biodiversität als Unternehmen selbst steht? Der Ausgangspunkt auf dem Weg zu mehr Nachhaltigkeit ist immer eine offene und ehrliche Bestandsaufnahme. Zu diesem Zweck haben wir Methoden und Bewertungsmöglichkeiten entwickelt, mit denen sich der Nachhaltigkeitsgrad von Unternehmen ermitteln lässt – auf einer Skala von „defensiv“ bis „nachhaltig“. Wir nennen diese Matrix das „Accenture-Nachhaltigkeits-Reife-Kontinuum“ (s. Abb. 3). Die sechs Punkte, auf die wir den Fokus bei der Nachhaltigkeits-Evaluierung von Unternehmen richten, sind aus der Abbildung ersichtlich.

Diese Analyse bildet nicht nur die Hilfestellung für eine Standortbestimmung, sondern zeigt gleichzeitig konkrete Ansatzpunkte auf, um das Thema Nachhaltigkeit proaktiv anzugehen. Unsere Erfahrung zeigt: Wenn ein Unternehmen erst einmal begriffen hat, dass es sich in einer bestimmten Situation befindet und Dinge verändern kann, hilft das schon ganz wesentlich dabei voranzukommen. Und wenn die Erfolgsfaktoren bekannt sind, lässt sich auch die Frage beantworten: Woran muss ich arbeiten, um mich auf dem Kontinuum von links nach rechts durchzuarbeiten? Grundvoraussetzungen, um dies zügig zu erreichen: Das Topmanagement muss wirklich führen. Und nur, wenn Nachhaltigkeit fester Bestandteil der Unternehmensstrategie ist, besteht Aussicht auf Erfolg – der wiederum messbar gemacht und konsequent gemessen werden muss. Dann braucht es die entsprechende Governance, also Organisations- und Projektstrukturen, die nachhaltige Geschäftsabläufe fördern, verbunden mit einem soliden Maß an Lernfähigkeit: Denn erst, wenn der Vertrieb eines Unternehmens verstanden hat, dass es tatsächlich Kunden gibt, die beispielsweise CO_2-ärmere oder -freie Produkte nachfragen, und die Entwicklungs- und Produktionsabteilung dies zum Anlass nimmt, entsprechende marktfähige Innovationen hervorzubringen, lässt sich der Wandel zu einer nachhaltigen Organisation wirklich vollziehen. Das alles darf jedoch nicht dem Zufall überlassen werden, sondern man braucht dazu eine straffe Projektorganisation.

Wir haben drei Beispielunternehmen gefunden, die in Sachen Nachhaltigkeit so weit fortgeschritten sind, dass sie auch Ergebnisse aufweisen können, die sich in konkreten Zahlen niederschlagen. So ist es Philips gelungen, mit nachhaltigeren Produkten im Elektronikbereich auf 23 Prozent vom Gesamtumsatz zu kommen – was bei einem Umsatz in Milliardenhöhe einen stattlichen Beitrag zum Unternehmenswert leistet. Beispiel Henkel: Binnen zehn Jahren konnte nachhaltiges Wirtschaften den Wasserverbrauch um 48, das Abfallaufkommen um 37, die Kohlendioxidemissionen um 33 und den Energieverbrauch um 40 Prozent reduzieren. Und wie immer, sobald man anfängt zu sparen, hat das natürlich einen erheblichen Anteil auf der Kostenseite – allein für Energie zahlt das Unternehmen 200 Millionen Euro weniger. Die Otto Group schließlich hat maßgebliche Errungenschaften in puncto Sozialstandards bei Lieferanten erzielt. Das Sozialmanagement führte durch Senkung des Unternehmensrisikos zu Einsparungen von mehreren Millionen Euro. Dies zeigt eindrucksvoll: So viel Geld ist es wert, nicht negativ in der Öffentlichkeit dazustehen, nichts an Unternehmenswert zu verlieren, sondern umgekehrt, Unternehmenswerte aufzubauen.

An diesen Beispielen wird klar: Man kann Nachhaltigkeit bewerten, man kann sie berechnen, und man kann entsprechende Maßnahmen ergreifen. Und wenn es von solchen Vorreitern bald noch mehr gibt – was zu wünschen ist –, dann wird vielen anderen nichts anderes mehr übrigbleiben, als aktiv zu folgen.

Abb. 3: Accenture-Nachhaltigkeits-Reife-Kontinuum

Copyright © 2009 Accenture

Maßnahmen zur Verbesserung der Biodiversität aus Sicht der Verbraucher

Gerd Billen, Vorstand Verbraucherzentrale Bundesverband e.V.

Gerd Billen

1955 in der Eifel geboren, studierte Gerd Billen Sozial- und Ernährungswissenschaften sowie Haushaltswissenschaften an der Universität Bonn. Zunächst arbeitete er als freier Journalist und Pressesprecher im Bundesverband Bürgerinitiativen Umweltschutz (BBU). 1985 gehörte er zu den Gründern der Verbraucher Initiative und war deren Bundesvorsitzender. Von 1993 bis 2005 war er Bundesgeschäftsführer des Naturschutzbundes Deutschland (NABU) und wechselte 2005 in die Otto Group als Leiter des Bereichs Umwelt- und Gesellschaftspolitik. Dort baute er maßgeblich das Projekt „Cotton made in Africa" auf. Heute ist Billen der Vorstand des Verbraucherzentrale Bundesverbands (vzbv) in Berlin.

Biodiversität – mit diesem Begriff können die meisten Menschen wenig anfangen. Ebenso wenig ist es der Mehrzahl der Verbraucherinnen und Verbraucher klar, auf welche Weise ihr Konsumverhalten Einfluss auf die Natur und die Artenvielfalt hat. Damit sie ihre Rolle beim Schutz der biologischen Vielfalt wahrnehmen können, brauchen sie dreierlei: eine Vorbewertung der Wichtigkeit der Themen, konkrete Handlungsmöglichkeiten und Anreize, tätig zu werden.

Ich beginne mit der Frage, ob das Thema Biodiversität für Verbraucherinnen und Verbraucher heute überhaupt eine erkennbare Rolle spielt. Dazu habe ich eine repräsentative Auswertung der BILD-Zeitung vom 5. November 2009 gemacht: Auf der ALDI-Seite gibt es bei Textilien den Hinweis „schadstoffgeprüft", sonst konnte ich da nichts finden. Auf der Lidl-Seite: nur Biokartoffeln, ansonsten kein Hinweis, dass irgendeines der Produkte mit Natur oder gar mit biologischer Vielfalt zu tun hat. Und schließlich die KiK-Seite: ganz ansprechende Fotos, aber auch bei näherer Betrachtung und intensivem Studium kein Bezug zu biologischer Vielfalt erkennbar.

Die erste Feststellung lautet daher: Im „zentralen Organ der Verbraucherinnen und Verbraucher" kommt das Thema biologische Vielfalt an diesem Tag nicht vor. Und die Menschen, die in die Verbraucherzentralen kommen, interessieren sich auch nicht dafür, ob es dem Kormoran besser geht oder ob die Gelbdrossel ausstirbt, sondern sie haben Fragen zu Energiepreisen, Handyverträgen oder sicheren Geldanlagen. Das heißt, die Menschen beschäftigen sich mit anderen Dingen.

Themen setzen

Was also brauchen wir? Wir brauchen Klarheit über das, was beim Schutz biologischer Vielfalt wichtig ist. Denn auf uns Verbraucher prasseln ständig unterschiedliche Informationen darüber ein, wofür sie sich einsetzen sollten: die Moore schützen, die Kaninchen retten, gegen die Kastration von Ferkeln vorgehen und so weiter. Wenn ich jeden Tag tausend unterschiedliche Dinge lese, die ich als Normalverbraucher nicht beurteilen kann, dann brauche ich eine klare wissenschaftliche Expertise, eine Vorbewertung.

Die zweite wichtige Frage lautet: Was habe ich davon? Wenn es uns nicht gelingt aufzuzeigen, dass der Erhalt biologischer Vielfalt einen Nutzen – auch für den Einzelnen – hat, dann wird es ganz schwierig. Wir wissen beispielsweise, dass die biologische Vielfalt wichtig ist, um Medikamente zu erzeugen. Es wäre daher hilfreich, wenn wir sagen könnten: „Die ultimative Antifaltencreme kann nur gefunden werden, wenn wir die Moore schützen." Wir müssen also ein Thema finden, das den Leuten auf den Nägeln brennt. Wir müssen nach Erlebnisbereichen im Alltag suchen, bei denen wir ansetzen können. Ich glaube, die Verbraucher sind schon an Natur interessiert – sofern sie sie genießen können. Essen spielt dabei eine ganz zentrale Rolle. Nicht das Reden übers Essen und nicht das Angucken von Kochshows, sondern das Machen. Hier bieten beispielsweise die Schulen einen guten Ansatzpunkt, weil durch die Schulverpflegung auch mehr Möglichkeiten bestehen, Kinder und junge Leute an Kochen und Ernährung heranzuführen.

Darüber hinaus brauchen wir Begriffe, die die Verbraucherinnen und Verbraucher verstehen. „Nachhaltigkeit" ist ein Wort, das die Leute nicht kennen. Auch FSC (Forest Stewardship Council) oder MSC (Marine Stewardship Council) sind wenig eingängig. Das Stichwort Biodiversität hat etwas Bedrohliches, wie ich finde, es ist nicht positiv besetzt.

Weiterhin kommen wir nicht ohne Transparenz und Kennzeichnung aus. Die Grundlage jedweder Veränderung ist, dass die Unternehmen zunächst einmal selber wissen, wie ihre Wertschöpfungskette aussieht: Woher kommt beispielsweise die Baumwolle, wie wurde sie angebaut? Erst wenn ich Sicherheit über die Herkunft habe, kann ich mir Gedanken machen, wie man Verbraucher einbezieht.

Handlungsmöglichkeiten aufzeigen

Wenn ich die Verbraucher in drei große Gruppen einteile, gibt es rund ein Drittel, die aufgeschlossen sind für Fragen des Klimaschutzes und vielleicht auch für Fragen des Naturschutzes. Die haben zwar keine Lust, sich den ganzen Tag damit zu beschäftigen, aber sie sind ansprechbar und sie tun was. Ein weiteres Drittel kann man gewinnen – das sind die, die nicht vorneweg gehen, aber sie gehen mit. Und das letzte Drittel sind Ignoranten.

Es kommt vor allem darauf an, für die, die etwas tun wollen, gute Handlungsmöglichkeiten für den Alltag zu entwickeln. Dazu gehört eine verständliche Produktkennzeichnung. Hier gibt es einige positive Beispiele wie etwa das Bio-Siegel. Es ist verbunden mit einer guten Kommunikation und damit, dass der Staat für die Einhaltung der Kriterien garantiert. Die Energiekennzeichnung von Elektrogeräten ist ein weiteres gutes Beispiel für eine einfache aber wirkungsvolle Information: Es geht um Energiesparen und die Verbraucher greifen zu, denn der Nutzen ist leicht verständlich. Hier ist eine gedankliche Anstrengung für die Naturschützer gefordert: herauszuarbeiten, worin der Nutzen der Biodiversität besteht und wie er deutlich gemacht werden kann.

Eine weitere Ebene muss einbezogen werden: die Unternehmen. Verbraucherinnen und Verbraucher müssen sich jeden Tag um tausend Dinge einen Kopf machen; das macht keinen Spaß, und das können sie auch gar nicht leisten. Daher suchen sie nach Abkürzungen im Leben. Eine solche Abkürzungen ist das Vertrauen in Unternehmen: Wer einem Unternehmen vertraut, will gar keine Details wissen. Deswegen sind unternehmensbezogene und nicht nur produktbezogene Strategien für Verbraucher eine ganz große Entlastung. Bei Michael Otto weiß ich beispielsweise, dass er sein Unternehmen vernünftig leitet. Auch dort gehen Dinge schief, das gehört zum Leben. Das Entscheidende ist aber, dass ich das Gefühl habe, aus Fehlern wird gelernt. Die Verbraucher werden zunehmend darauf setzen, Vertrauen in Firmen zu entwickeln, wenn sie dieses rechtfertigen. Aber Verbraucher sind auch gnadenlos im Abstrafen – der Kaufboykott ist eine starke Waffe.

Anreize schaffen

Was Verbraucher und Verbraucherinnen nun zunehmend brauchen, sind Anstöße, damit aus dem Wissen und aus dem Verharren eine Aktivität wird. Ein solcher Anstoß kann Geld sein. Warum gibt es denn bei der Kreditanstalt für Wiederaufbau (KfW) ein Förderprogramm fürs Energiesparen, aber keins für die Ausstattung eines Schlafzimmers mit einem FSC-Schrank? Warum gibt es einen verringerten Mehrwertsteuersatz für die Übernachtung im Fünf-Sterne-Hotel, aber keinen ermäßigten Steuersatz für biologisch verträgliche Produkte? Das Steuersystem sollte die Anreize an der richtigen Stelle setzen.

Es gibt weitere wichtige Motivationen; wir haben mehrere Untersuchungen darüber gemacht, was die Menschen antreibt, sich in Richtung Klimaschutz zu verhalten. Dazu gehört Geld, aber auch der Umstand, dass die Leute gerne zur Mehrheit gehören, dass sie sich so verhalten wie die Nachbarn oder die Freunde.

Hilfreich sind auch bekannte Persönlichkeiten, die für das Thema stehen. Die Engländer haben viele Untersuchungen darüber gemacht, wie man Menschen für sozial oder ökologisch erwünschte Zwecke mobilisieren kann. Und die Botschaft ist: „I will if you will“, also „Ich mache mit, wenn du mitmachst“. Wenn ich das Gefühl habe, ich mache es alleine und der Nachbar macht es nicht, die Unternehmen machen nicht mit oder die Regierung interessiert sich nicht dafür, dann ist es ganz schwierig. Im Moment haben wir, glaube ich, im Klimaschutz eine Situation, in der die Verbraucherinnen und Verbraucher einen starken Anreiz spüren, selbst etwas beizutragen. Denn die Kanzlerin setzt sich für eine CO_2-Reduktion ein, und eine Reihe von Unternehmen sind bereits aktiv. Beim Klimaschutz herrscht somit die entsprechende gesellschaftliche Stimmung. Beim Thema biologische Vielfalt, beim Schutz der Natur kann ich das noch nicht richtig spüren. Und das hat meiner Meinung nach damit zu tun, dass die Regierung und auch die Wissenschaftler noch nicht so richtig wissen, in welcher Reihenfolge sie welche Aufgaben abarbeiten wollen. Die Biodiversitätsstrategie der Bundesregierung formuliert allein für Deutschland 330 Ziele. Das macht mich doch völlig handlungsunfähig. Meine große Bitte an Politik und Wissenschaft lautet daher, diese vielen Ziele auf wenige zu reduzieren.

Ansatzpunkte der Politik

An einigen Punkten könnte die Politik sofort ansetzen: Im Koalitionsvertrag der neuen Bundesregierung stehen zahlreiche Ziele, die wir einfordern können: CDU-Finanzminister Schäuble muss sich für den verstärkten Abbau ökologisch kontraproduktiver Transferzahlungen einsetzen, die Agrarministerin Aigner muss dafür sorgen, dass bis 2010 auf 20 Prozent der Ackerfläche Ökolandbau betrieben wird, und FDP-Wirtschaftsminister Brüderle muss sich darum kümmern, dass im Jahr 2020 rund 25 Prozent der importierten Naturstoffe und -produkte aus natur- und sozialverträglicher Produktion stammen. Im Koalitionsvertrag stehen weiterhin Aktivitäten in den Bereichen Waldschutz und zerstörerische Fischereipraktiken. Hier haben wir ein paar gute Ansatzpunkte, wenngleich es parallel viele kontraproduktive Maßnahmen gibt.

Für Verbraucher interessant sind zwei Vorhaben aus der Koalitionsvereinbarung, die hier eine Rolle spielen: Zum einen die Herkunftskennzeichnung, denn neben dem Wunsch, alle möglichen exotischen Früchte zu essen, gibt es auch das Bedürfnis, die regionale Erzeugung zu unterstützen, also beispielsweise den Apfel aus dem Hamburger Land zu essen. Das Zweite ist das Verbraucherinformationsgesetz, das eine Brücke sein kann, um von Unternehmen mehr Informationen darüber einzufordern, wo die Produkte herkommen.

Diskussion und Ausblick

Das Symposium „Natur frei Haus" machte deutlich, dass die Artenvielfalt nur dann geschützt werden kann, wenn die Menschen der Natur und ihren sogenannten ökosystemaren Dienstleistungen die nötige Wertschätzung erweisen – unter ethischen und kulturellen Gesichtspunkten, aber auch aus ökonomischer Sicht. Die Michael Otto Stiftung wird der Diskussion um die Bewahrung der biologischen Vielfalt weiterhin eine Plattform bieten und sich aktiv an der Bewusstseinsbildung beteiligen.

Podiumsdiskussion

Florian von Heintze

Florian von Heintze ist stellvertretender Chefredakteur der BILD-Zeitung. Zuvor war der Journalist unter anderem in leitenden Positionen bei den Printmedien BUNTE, TVneu, BILDWOCHE und B.Z. tätig.

Dass die Natur und ihre Güter alles andere als wertlos sind, darin waren sich die Referenten wie auch das anwesende Fachpublikum der sechsten Hamburger Gespräche einig. Wie Verbraucher, Unternehmen und die Politik dazu bewegt werden können, den Wert der Artenvielfalt mehr zu schätzen und besser zu schützen, darüber diskutierten in einer Podiumsdiskussion Dr. Michael Otto, Florian von Heintze aus der BILD-Chefredaktion und die Referenten Prof. Dr. Harald Welzer, Prof. Dr. Bernd Hansjürgens, Dr. Ladislav Miko sowie Gerd Billen. Das Gespräch leitete die Moderatorin Corinna Lampadius.

Lampadius: Ich freue mich, neben den Referenten auch Florian von Heintze, den stellvertretenden Chefredakteur der BILD-Zeitung, auf dem Podium begrüßen zu dürfen. Ich glaube, dass auch die Medien – und vielleicht gerade die BILD-Zeitung als Massenmedium – eine entscheidende Rolle spielen können, was das Thema Biodiversität angeht. Doch zu Beginn, Herr von Heintze, wie sieht es bei Ihnen denn persönlich mit der Biodiversität aus?

von Heintze: Wir haben einen kleinen See, auf dem fahren wir mit einem Ruderboot, nicht mit einem Motorboot, herum. Und meine Kinder reiten, statt mit dem Moped rumzuknattern. Aber im Ernst: Natürlich habe ich über meinen Beruf glücklicherweise einige Möglichkeiten, etwas zu tun, und nutze dies auch. Aber dazu sagen wir sicherlich gleich noch mehr.

Lampadius: Herr Billen, bei den Verbrauchern fällt mir der berühmte Satz ein: „Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht nass.“ Sehen Sie das genauso?

Billen: Den Pessimismus kann ich nicht teilen: Wenn die gute Wahl den Verbrauchern einfach gemacht wird, dann machen sie mit. Die Herausforderung besteht darin, die Punkte zu finden, bei denen die Menschen das Gefühl haben, sie können was bewegen und in ihr Leben integrieren.

Lampadius: Herr Professor Welzer, was sollten Unternehmen tun, damit das Thema Biodiversität beim Verbraucher ankommt?

Welzer: Man sollte sich zunächst einmal die Haltung abgewöhnen, immer anderen etwas beibringen zu wollen. Denn das Problem ist man – als Medienvertreter, als Wissenschaftler, als Verbraucherschützer – zunächst einmal selber, weil man Teil des Vorgangs ist, den man verändern möchte. Statt zu überlegen, wie man etwas an die Frau oder an den Mann bringen kann, sollte man überlegen, was man in der eigenen konkreten Situation tun kann. Bei einem Tourismuskonzern wie TUI etwa würde ich nicht überlegen, wohin der Kunde jetzt reisen soll oder wie man ihm etwas über die Artenvielfalt an irgendeinem Ort erklären kann, sondern was denn eigentlich ein Tourismusunternehmen im 21. Jahrhundert ausmacht. Oder auf ein Automobilunternehmen im 21. Jahrhundert bezogen: Produzieren wir weiterhin fahrbare Kisten, die jedes Jahr größer und stärker werden? Oder sind wir Teil eines modularen Mobilitätskonzepts, bei dem sich die ganze Formatierung dessen, was heute ein Auto ist, verändern muss?

Lampadius: Sie haben heute von einer kulturellen Revolution gesprochen – wie lässt sich diese umsetzen?

Welzer: Ein wesentlicher Teil der Probleme liegt darin, dass in der Gesellschaft das Gefühl für ein politisches Gemeinwesen fehlt. Man hat sich eine strikte Arbeitsteilung angewöhnt zwischen professioneller Politik, Expertokratie und zuständigen Organisationen auf der einen Seite und allen anderen, die dann am Ende Verbraucher heißen. Diese Arbeitsteilung bewirkt eine Deaktivierung der Mitglieder der demokratischen Gesellschaft. Die Bürgerinnen und Bürger sitzen vor dem Fernseher und schimpfen über Politik. Das führt zu einer vollkommenen Entkoppelung zwischen Handlungsnotwendigkeiten und Handlungsrationalitäten der Politiker.

Eine Öffentlichkeit muss daher auch eine politische Öffentlichkeit sein; bestimmte Dinge, die geschehen, müssen auch kritisch oder wenn nötig auch mit Protest begleitet werden. Dann machen die Menschen auch Erfahrungen, dass sie etwas bewirken können; das hat Ansteckungseffekte und stellt einen Gebrauchszusammenhang für wichtige politische Themen her.

Lampadius: Herr Dr. Otto, erleben Sie das ähnlich mit der Politik auf der einen und den Unternehmen und Verbrauchern auf der anderen Seite?

Otto: Ich glaube, in allen drei Bereichen ist in den letzten Jahren schon einiges passiert, auch an Bewusstseinswandel. Die Politik hat sich auf einer Reihe von Veranstaltungen mit dem Thema befasst, es wurden zahlreiche Papiere zu Umwelt- und Nachhaltigkeitsthemen verabschiedet. Diese sind allerdings alle relativ unverbindlich, auf freiwilliger Basis – und das ist das Problem. Es muss verbindlicher werden. Das gilt auch für Unternehmen. Hier ist durchaus einiges in Bewegung, nur zu wenig und zu langsam. Allerdings setzt sich zunehmend die Erkenntnis durch, dass Umweltpolitik keineswegs nur Kosten bedeutet und dass Auflagen und Gesetze keineswegs immer einen Nachteil bringen. Danach kann man ganz hervorragend sein Unternehmen ausrichten und gute Geschäfte machen.

Corinna Lampadius

Corinna Lampadius ist Betriebswirtschaftlerin, Journalistin und TV-Moderatorin. Sie moderiert unter anderem verschiedene Formate bei VOX, SPIEGEL TV Digital oder SPIEGEL ONLINE Podiumsdiskussionen oder Galas. Seit 2006 ist die Wahlhamburgerin Vorstandsvorsitzende des Vereins „Werte erleben" und engagiert sich für mehr Wertebewusstsein in unserer Gesellschaft.

Und was die Verbraucher angeht: Aus unserer zweiten Verbraucherstudie zum ethischen Konsum können wir herauslesen, dass die Menschen gerne mit Freude konsumieren, aber nicht zulasten der Umwelt oder zum Preis von Kinderarbeit. Über seine Nachfrage kann der Verbraucher Einfluss nehmen. Dazu braucht es natürlich Transparenz, ein Wissen über die Vor- und Nachteile eines Produkts. Hier liegt die Aufgabe der Unternehmen, denn nur sie können in der Produktauswahl und in der Produktion etwas beeinflussen.

Allerdings: Wenn es aber darum geht, etwas mehr dafür zu zahlen oder den Lebensstandard etwas einzuschränken, dann ist es noch nicht weit her mit dem Engagement der Konsumenten; sie nehmen die Nachhaltigkeit vielmehr als Zusatznutzen mit. Und dieser Zusatznutzen wird in Zukunft Voraussetzung für die Unternehmen sein, um überhaupt Geschäfte machen zu können.

Lampadius: Herr Dr. Miko, wie empfinden Sie den Umgang mit dem Thema Biodiversität in Deutschland?

Miko: Es ist nicht einfach, das aus der Tschechischen Republik zu beurteilen. Generell denken unsere Menschen, dass die deutschen Konsumenten beim Naturschutz disziplinierter und informierter sind. Gleichzeitig sagen sie, dass die Deutschen ihre Vorliebe für BMW oder Mercedes nie aufgeben werden. Oder erinnern wir uns an den Bären Bruno. Solange es keine Bären in Deutschland gab, hörten wir, wie sehr wir unsere Artenvielfalt schützen müssen. Als der erste Bär in Deutschland erschien, war er innerhalb von zwei Wochen erschossen. Das sind sehr unterschiedliche Botschaften, die wir aus Deutschland empfangen.

Ich denke, ein wichtiger Faktor ist, dass die Menschen aus neuen EU-Mitgliedsstaaten Deutschland als ein Beispiel für Entwicklung ansehen und dass es eine Verantwortung der deutschen Gesellschaft gibt. Denn die Menschen sagen: Wenn das in Deutschland möglich ist, muss es in unserem Land auch möglich sein.

Und noch eine Anmerkung zum Begriff Biodiversität: Ich mag dieses Wort in der Politik nicht. Der Fehler begann in dem Moment, als wir Ökologie zu einem wissenschaftlichen Thema machten. Denn solange man über die Natur sprach, schien es, als könne jeder mitreden. Ich denke nicht, dass die Menschen wirklich verstehen, was Biodiversität ist – die gibt es für viele Menschen vielleicht in Afrika oder Indonesien. Aber nicht im Wald oder auf dem Feld in der Nähe.

Lampadius: Spiegelt das ein bisschen den typischen Verbraucher wider, den Sie auch bei der BILD-Zeitung so erleben, Herr von Heintze? Wie nehmen Sie die Reaktion der Verbraucher auf Umweltthemen wahr?

von Heintze: Wir erleben eine Menge Feedback, ein Rieseninteresse. Wir haben vor zwei Jahren mit Greenpeace, WWF und BUND die Kampagne „Rettet unsere Erde" gemacht. Wir haben wirklich aus tiefster Überzeugung gesagt, wir wollen etwas tun – und wir brauchten seriöse Partner dabei. Wir haben es geschafft, die Leute mitzunehmen. Ich glaube, das Wichtigste ist erst einmal, die Leute zu kriegen. Sehr schwierig ist es dann allerdings, sie auch zu behalten. Komplexe Themen laufen immer in Wellenbewegungen. Man kann nicht erwarten, dass so ein Thema jeden Tag ganz oben auf der Agenda steht. Ich bin immer dankbar für Vorschläge, wie wir die BILD-Zeitung so machen können, dass dieses Thema bei den Leuten ankommt.

Lampadius: Welchen Beitrag können die Medien leisten, die Lebenswelten zu verändern, Herr Welzer?

Welzer: Die Medien können einen sehr wesentlichen Beitrag leisten. Und die Medien haben – genauso wie wir Menschen, die hier auf einem Podium sitzen – die Aufgabe, diese Themen so zu kommunizieren, dass sie etwas mit der Lebenswelt zu tun haben. Den Klimawandel etwa könnte man über die zunehmende Generationenungerechtigkeit thematisieren. Denn das Wohlergehen der Kinder und der Enkel ist etwas, woran Menschen sehr interessiert sind. Das ist aber etwas ganz anderes, als über abstrakte Jahreszahlen wie 2050 und 2100 zu sprechen.

Der andere Punkt ist, dass wir über die medialen Formate nachdenken müssen. Ich weiß zum Beispiel überhaupt nicht, wieso ich mich jeden Abend im deutschen Fernsehen über den Tagesthemen-Strömungsfilm belehren lassen muss, von dem ich bis heute nicht weiß, was das eigentlich ist. Wieso haben wir vor den Fernsehnachrichten die Börsennachrichten, aber keine relevanten Informationen über den Zustand der Umwelt? Deshalb finde ich die BILD-Zeitungs-Geschichte mit dem WWF auch wunderbar, denn genau da gehören die Umweltthemen hin. Wir müssen die medialen Kontexte wählen, die die Leute ohnehin nutzen.

Lampadius: Herr von Heintze, Sie haben einmal gesagt, unsere Generation sei eigentlich schon fast verdorben. Wenn wir uns überlegen wollen, bei wem wir jetzt ansetzen, bei wem wir Anreize setzen müssen, dann sind es eigentlich nicht wir, sondern die nachfolgenden Generationen, richtig?

von Heintze: Richtig, das ist wie mit einem Raucher. Jemandem das Rauchen abzugewöhnen ist schwerer, als jemanden davon abzuhalten, damit anzufangen. Es ist das Wichtigste, den Leuten klarzumachen, dass sie persönlich betroffen sind, beispielsweise, weil sie Eltern sind. Was lernen die Kinder eigentlich in der Schule? Gibt es das Fach Ökologie?

Billen: Ich hätte einen Vorschlag für die BILD-Zeitung. Im Januar findet die Grüne Woche in Berlin statt. Das ist das „Fenster", wo Tausende von Lebensmitteln dargestellt werden, sehr mit Genuss, mit Lebensfreude verknüpft. Es könnte doch vielleicht ein Anlass sein, ein paar der Themen aufzugreifen. Wenn wir die Verbraucher erreichen wollen, dann müssen wir an ihre Alltagserfahrungen anknüpfen: Was bedeutet der Verlust von Vielfalt bei Kulturpflanzen oder von Haustierrassen für die Verbraucher? Was bedeutet der Verlust von Lebensräumen für die Herstellung von Lebensmitteln?

Ich wollte noch eine Anmerkung an die Naturschützer richten: Als Herr von Heintze vorhin gefragt wurde, was er denn für Bio tut, hat er gesagt, er fährt ein Ruderboot und seine Kinder reiten. Da ging dann so ein leises Lächeln durch den Raum. Ich glaube für den Hardcore-Naturschützer zählt die Haltung eines Haustieres nicht zu dem, was etwas mit Naturschutz und Naturerfahrung zu tun hat. Da würde ich doch für etwas mehr Offenheit plädieren. In den Urwald kommen sicher unter ein Prozent, aber mit einer Katze und einem Meerschweinchen haben ein paar mehr Leute zu tun. Die Frage lautet doch: Wo sind die Ansatzpunkte im Alltag der Menschen, im Alltag der Verbraucher, an die man anknüpfen kann?

Dr. Martin Flade, Landesumweltamt Brandenburg: Ich habe immer das Gefühl, dass wir um ein ganz heißes Eisen herumreden. Und das ist die Frage des Verzichts. Wenn nur die Chinesen oder die Inder auf unserem Niveau des Wohlstands und Ressourcenverbrauchs leben würden, bräuchten wir sieben oder acht Planeten Erde zusätzlich. Das charakterisiert die Größe des Problems und den Gerechtigkeitsaspekt dabei. Das heißt, es geht um 90 Prozent weniger Ressourcenverbrauch bei uns. Das stellt die Grundarchitektur unserer Ökonomie und unserer Gesellschaft völlig infrage. Wir müssen dringend nach Formen des Wirtschaftens suchen, die im Schrumpfen funktionieren, ohne dass die Gesellschaft auseinanderfliegt. Für mich ist jede Diskussion, die da nicht hinguckt, irgendwie unglaubwürdig und eine Art Selbsttäuschung.

Otto: In seinem Buch „Jenseits der Grenzen des Wachstums" spricht Eduard Pestel von organischem Wachstum. Das heißt, dass wir letztendlich nur in dem Umfang wachsen dürfen, in dem die Natur sich regenerieren kann. Hier geht es um Ressourceneffizienz, also mit weniger

Ressourcen mehr Ausschuss zu erreichen. Es gibt genügend Beispiele, wo ein Faktor vier oder gar ein Faktor zehn möglich ist.

Zum Beispiel der Energiesektor: Wir haben täglich mehr Sonnenenergie auf der Erde, als wir in einem Jahr verbrauchen können. Wir müssen nur die Ressourcen nehmen, die vorhanden sind, und sie effizient einsetzen. Und dazu gehört auch

richtiges Recycling. Bei diesen Themen gibt es unwahrscheinliche Potenziale.

Noch eine Anmerkung zum Schulunterricht: Wir haben hier von meiner Stiftung aus gerade ein Projekt für Hamburger Schulen entwickelt, „Aqua-Agenten“ nennen wir das. Es besteht aus fünf Projekttagen, die mit Wasser zu tun haben, und zwar gerade hier auch als Querschnittsthema: Was hat Wasser mit Technik zu tun? Was hat Wasser mit Leben zu tun? Was hat Wasser im Hafen mit der Schifffahrt zu tun? Es sind fünf Projekttage, an denen wir vor Ort gehen, sodass die Kinder die Bedeutung von Wasser direkt erleben können; an denen durch das Handeln ein Zugang zum Wissen gefunden wird. Die Projekte stoßen nicht nur bei den Kindern, sondern auch bei den Lehrern auf gute Resonanz.

Miko: Es ist nicht nur eine Frage des Schulfachs. Der wichtigste Teil ist in meinen Augen eine persönliche praktische Erfahrung. Die Kinder können heute Bilder von Natur sehen, sie können den Stoff in der Schule hören. Aber sie haben sie nie berührt. Wenn sie nach draußen gehen, erkennen sie nicht, dass die Ökosysteme ärmer und ärmer werden. Sie sehen immer noch Bäume, Vögel oder große Dinge, aber keinen Unterschied zu vorher. Ich war überrascht über meinen Sohn. Er lernt in der Schule über die Photosynthese, über genetische Veränderungen, über Biochemie etc. Aber er hat nie vom Unterschied zwischen einem Schmetterling und einer Libelle gehört. Ich denke, der Kontakt zur Natur ist sehr wichtig!

Prof. Dr. Ute Stoltenberg, Leuphana Universität Lüneburg:
Und ich möchte darauf aufmerksam machen, dass wir nicht nur von Kindern reden dürfen, wenn es um Bildung für eine nachhaltige Entwicklung geht. Es ist ein Suchprozess, ein Lernprozess, ein Gestaltungsprozess. Deshalb sind wir alle aufgefordert, uns in diesen Bildungsprozess zu begeben, und dafür brauchen wir Orte, dafür brauchen wir Anlässe, um Menschen mitzunehmen.

Der zweite Teil meiner Bemerkung bezieht sich eher auf Kinder und Jugendliche: Ja, man muss mit ihnen Bildung für eine nachhaltige Entwicklung machen, aber das ist eine Kulturrevolution, die gefordert wird. Und da habe ich auch Vorschläge für die BILD-Zeitung. Es geht nämlich nicht darum, Fächer wie Ökologie einzuführen, sondern es gilt, den ganzen Kanon disziplinären Wissens daraufhin zu überdenken, was er beitragen kann zum Verständnis und zur Gestaltung unserer Welt. Ein Verständnis der Welt bekommt man nicht, wenn man disziplinäres Wissen vermittelt, sondern wenn man sich mit Problemen und Fragen auseinandersetzt, die lebensweltlich von Bedeutung sind. Dann kann man lernen, dann kann man das kulturell vorhandene Wissen der Disziplinen auch in Wert setzen. Und wenn man diesen Ansatz hat, dann allerdings müsste die BILD-Zeitung den Eltern auch deutlich machen, dass es nicht darum geht, dass die Kinder alle Tests bestehen, dass es nicht nur darum geht, Sachwissen abzufragen. Man könnte deutlich machen, wie schön es ist, wenn ein Kind Zusammenhänge begreift. Ich habe Studierende, die haben noch nie eine Bohne wachsen sehen, mit denen mache ich ein Seminar über biologische und kulturelle Vielfalt ...

Noch eins: An unserer Universität haben wir im ersten Semester für alle Studierenden verbindlich das Modul „Wissenschaft trägt Verantwortung“ eingeführt. Hier gibt es auch ein Seminar, das sich exemplarisch mit Themen nachhaltiger Entwicklung auseinandersetzt – beispielsweise mit der „verantwortlichen Kultur des Essens und Trinkens“. Wir wollen deutlich machen, dass es notwendig ist, an unseren Bedürfnissen anzupacken, wenn man nachhaltige Entwicklung verstehen will.

Prof. Dr. Christina von Haaren, Leibnitz Universität Hannover:
Ich möchte auf etwas zurückkommen, das Herr Hansjürgens vorhin dargestellt hat, und zwar die Inwertsetzung der Natur. Wir haben eigentlich ein Superbeispiel hier in Deutschland, nämlich die Eingriffsregelung, die besagt, dass wir, wenn wir der Natur auf der einen Seite ein Stückchen nehmen, ihr auf der anderen Seite auch wieder etwas zurückgeben müssen. Und dies nicht nur in Geldwerten, sondern materiell. Das heißt, wenn man irgendwo ein Baugebiet ausweist oder eine Industrieansiedlung oder einen Verkehrsweg plant, dann muss man die Funktionen, die der Natur dort genommen werden, an anderer geeigneter Stelle wieder ausgleichen. In der schwarz-gelben Koalitionsvereinbarung zieht man diesem schönen Instrument die Zähne. Es soll nur noch in Geld ausgeglichen werden, das dann von den Gemeinden für die Aufgaben im Naturschutz eingesetzt wird, die sowieso da sind. Das Instrument hat seit 1976 alle Regierungen überstanden, nun soll es fallen.

Hansjürgens: In den letzten Beiträgen wurde das Gewicht sehr stark auf die Bürger und Konsumenten oder auch die Unternehmen gelegt. Dies will ich überhaupt nicht kleinreden, aber ich möchte wiederholen, dass ein ganz zentraler Akteur die Politik ist. Wenn wir jetzt über Inwertsetzung sprechen, auch über Preise und Werte, so unvollständig die auch erfasst werden mögen, dann hat das damit zu tun, dass ein Rahmen gesetzt werden muss. Diese Rahmensetzung ist eine ganz zentrale politische Aufgabe. Die EU hat in den letzten Jahren diese Funktion in einer Vorreiterrolle in verschiedenen Bereichen übernommen, im Wasserbereich, auch im Biodiversitätsschutz, in der Chemikalienregulierung und in anderen Bereichen mehr. Rahmensetzung ist ein notwendiges Element, um die Informationen und die Lenkungen zu erreichen. Die Instrumente sind im Prinzip vorhanden: Es gibt steuerliche Beispiele, es gibt Trading-Ansätze, Märkte werden neu geschaffen, es gibt Ausgleichszahlungen für Leistungen.

Häufig entsteht der Eindruck, wir wüssten gar nicht, wie wir das machen sollen. Das stimmt nicht: Wir wissen in vielen Bereichen, was verfügbar ist und wo man anknüpfen müsste, nur es ist dann eine Frage von politischer Durchsetzbarkeit. Es sind viele verschiedene Interes-

sen, die politisch vertreten werden, und in diesem Gemenge kommt sehr häufig der Gedanke der Instrumentierung zu kurz. Die Inwertsetzung, die Äquivalenz von menschengemachten Werten und Naturwerten, das kann einen Beitrag leisten, dass Politiker, dass die Wähler das klarer sehen, dass die Unternehmen und Unternehmensvertreter das sehen. Im Grunde ist ja auch TEEB (s. Seite 22–25) ein großangelegter Prozess der Bewusstseinsbildung.

Andreas Piela, Umweltministerium Brandenburg: Herr Dr. Miko, wann bekommt der Naturschutz eine eigene Förderrichtlinie? Es ist seit Jahren so, dass wir am Tropf der gemeinsamen

Agrarpolitik hängen und die Brosamen davon bekommen, und sobald es irgendwelche Mittel in der zweiten Säule der Gemeinsamen Agrarpolitik [red. Hinweis: die Maßnahmen der ländlichen Entwicklung in der EU] gibt, gehen die überall hin, nur nicht in den Naturschutz. Im Augenblick gehen sie in die Milchwirtschaft. Deswegen meine Bitte, wir brauchen eine eigene Förderpolitik für den Naturschutz der EU.

Miko: Ich denke, dass in den nächsten zwei Jahren eine gute Chance besteht. Biodiversität wird mit größter Priorität in der Kommission diskutiert werden, wenn die Diskussion über die weltweite Agrarpolitik beginnt. Ich kann nicht sagen, ob das Ergebnis befriedigend sein wird. Aber das ist eine Gelegenheit, die es lange Zeit nicht gab. Ich persönlich bin sehr optimistisch, denn ich denke, wir haben jetzt die Werkzeuge und die Gelegenheit.

Hartmut Kretschmer, Landesumweltamt Brandenburg: Ich will noch mal die These von Herrn Professor Hansjürgens hinterfragen, ob es wirklich so richtig ist, dass wir das Entscheidende nur von den Politikern erwarten können. Es ist ja doch in der Regel so, dass wir die Politiker wählen, die wir haben wollen. Und wenn da eben Politiker mit der These „Mehr Netto vom Brutto“ auftreten und nur ganz kurzfristig denken, dann werden sie gewählt, weil sie eine möglichst schnelle Verbesserung versprechen. Und wenn jetzt einer verlangt, kurzfristig die Gürtel enger zu schnallen, damit es unseren Enkeln besser geht, wird er wahrscheinlich nicht gewählt, weil es ja allen kurzfristig schlechter geht. Daher glaube ich, dass es ganz entscheidend auf den Verbraucher ankommt.

Lampadius: Ich habe mit einer ganzen Reihe Unternehmen gesprochen, die schon sehr aktiv sind, was die Biodiversität angeht. Wie auch Olaf Tschimpke aus dem Kuratorium der Stiftung sagte: Zahlreiche Unternehmen sollten für ihre Maßnahmen im Sinne der Biodiversität öffentlich mehr wertgeschätzt werden. Herr Dr. Otto, sieht es gar nicht so schlimm aus wie vielfach vielleicht beschrieben?

Otto: Ich glaube, dass wir in der Tat ernsthafte Probleme haben, was die Vernichtung der Biodiversität oder das Artensterben, aber auch was den Klimawandel angeht. Auf der anderen Seite will ich aber auch betonen, dass es nicht hoffnungslos ist. Das heißt, wir können etwas ändern – nur müssen wir sehr zügig handeln.

Ich denke, was wir auf diesem Symposium gehört haben, ist sehr richtig: Nämlich einmal, dass ein Bewusstseinswandel entscheidend ist und dass man letzten Endes nur über das Handeln das Wissen aktivieren und etwas bewegen kann. Über die Handlung kann sich schließlich das Bewusstsein wandeln, aber das ist ein langfristiger Prozess, den wir sicherlich bei den Kindern und Jugendlichen angehen müssen. Aber auch in der Erwachsenenbildung, denn selbstverständlich ist es nie zu spät.

Auf der anderen Seite brauchen wir auch politische Rahmenbedingungen, und die können durchaus knackig sein, denn letzten Endes wird sich die Wirtschaft darauf einstellen. Nur muss sie auch wissen, worauf sie sich einstellen soll, denn viele Investitionen beziehen sich auf die nächsten 30, 40 oder 60 Jahre. Mit unserer Initiative „2° – Deutsche Unternehmer für Klimaschutz“ ermutigen wir beispielsweise unsere Regierung, sich hohe Reduktionsziele bei den Kohlenstoffemissionen zu setzen.

Rahmenbedingungen brauchen wir auch für den Schutz der Biodiversität. Ihre Vernichtung muss einen Preis bekommen, denn sie ist die Basis der ganzen ökologischen Dienstleistungen. In einer Marktwirtschaft lässt sich über finanzielle Anreize oder Bestrafung unwahrscheinlich viel steuern. Das heißt nicht, dass die Steuern insgesamt steigen müssen. Es geht vielmehr darum, das Steuersystem umzustrukturieren. Wir müssen viele Maßnahmen parallel angehen, damit wir vorankommen und etwas bewegen.
Wir werden sicherlich von der Michael Otto Stiftung aus viele der interessanten Anregungen, die wir heute bekommen haben, aufgreifen. Wir arbeiten weiter am Thema Landwirtschaft, denn sie ist für die Biodiversität, aber auch für die CO_2-Emissionen von ganz entscheidender Bedeutung. Ein aktuelles Gutachten, das wir beauftragt haben, zeigt, dass es sinnvoll wäre, zehn Prozent der landwirtschaftlichen Gebiete aus der intensiven Nutzung herauszunehmen. Um das den Bauern zu entgelten, stehen theoretisch beachtliche EU-Mittel bereit – sie werden heute nur falsch eingesetzt: für alles Mögliche, nur nicht für die Umwelt. Dieses Thema werden wir auf jeden Fall auch regional mit den Bauernverbänden und mit den Bauern selbst besprechen, um mit den Betroffenen Lösungen zu erarbeiten. Es ist richtig, dass wir über die Probleme sprechen und dass wir Anregungen bekommen, aber zum Schluss müssen wir handeln.

Die Hamburger Gespräche für Naturschutz

Seit 2004 veranstaltet die Michael Otto Stiftung die „Hamburger Gespräche für Naturschutz“. Die Symposien dienen dazu, die gesellschaftliche Debatte über wichtige Umweltthemen zu beleben, ein Bewusstsein für die Belange des Naturschutzes zu schaffen und mit den namhaften Referenten und den engagierten Gästen integrierte nationale und internationale Lösungsansätze zu entwickeln.

Dank ihrer guten Kontakte zu einer Vielzahl gesellschaftlicher Akteure im In- und Ausland sowie durch ihre politische Unabhängigkeit fungiert die Michael Otto Stiftung in diesem Prozess als Plattform und versammelt einflussreiche Vertreter aus Wissenschaft, Wirtschaft, Zivilgesellschaft und Politik an einem Tisch. Die Gespräche ermöglichen so eine intensive gesellschaftliche Debatte weit über den Tag der Veranstaltung hinaus.

„Wasser in Not“

Aus gutem Grund ist Wasser eines der Schwerpunktthemen der Hamburger Gespräche, steht es doch bei der Zerstörung natürlicher Lebensgrundlagen meist im Zentrum der Probleme. Diese wichtige Ressource ist durch Übernutzung und Verschmutzung akut gefährdet. Infolge des Klimawandels wird das verfügbare Süßwasser an vielen Stellen der Welt noch ungünstiger verteilt sein.

Die globalen Entwicklungen und mögliche Lösungsansätze – etwa in der Landwirtschaft und im Klimaschutz – beleuchteten 2004 namhafte Referenten auf der Veranstaltung „Wasser in Not“.

„Land unter?“

2005 stand unter dem Titel „Land unter?“ der Schutz und Erhalt des Lebensraums Wattenmeer im Mittelpunkt. Experten erläuterten die Auswirkungen des Meeresspiegelanstiegs auf die Küstenregionen und diskutierten Ansätze, wie der Natur- und Küstenschutz reagieren können. Denn der Klimawandel gefährdet nicht nur Menschen und Wirtschaftsgüter im Küstenraum, sondern auch unwiederbringliche Naturgüter wie etwa das ökologisch äußerst wertvolle Wattenmeer. Bei dieser Entwicklung geraten die Ziele des Naturschutzes mit denen des Küstenschutzes sowie die Interessen der unmittelbar betroffenen Bevölkerung und der Wirtschaft in Konflikt.

„Natur im Klima-Deal“

Bei den Fragen des Wasser- und Gewässerschutzes nimmt der Klimawandel eine entscheidende Rolle ein. Die Stiftung widmete diesem Thema daher die Hamburger Gespräche 2006: „Natur im Klima-Deal“.

Dort standen die Chancen und Risiken der Investition in CO_2-Senken im Vordergrund – einer Strategie, bei der die Notwendigkeit zum Klimaschutz und zum Artenschutz aufeinandertreffen. Denn die artenreichsten natürlichen Lebensräume sind ganz überwiegend auch die produktivsten Senken – also Speicher – von CO_2. Das betrifft tropische Regenwälder ebenso wie boreale Moore oder Korallenriffe der Ozeane.

„Fisch ohne Schutz“

Kaum ein anderer Industriezweig hat so maßgeblich zur Zerstörung eines Lebensraums und des genetischen Erbes beigetragen wie die Fischindustrie. Weite Teile der Meere sind buchstäblich leergefischt. Neben den dramatischen Auswirkungen auf die Ökosysteme und die Biodiversität der Ozeane führt die Überfischung auch zu negativen Folgen für die Menschen: Die Industriestaaten fischen mit ihren hochmodernen Fangflotten den Küstenbewohnern zahlreicher Entwicklungsländer ihre Existenz- und Nahrungsgrundlage weg. Und dennoch orientiert sich die europäische Politik im Wesentlichen an den Interessen der Fischereibranche.

Um die ökologischen, ökonomischen und sozialen Folgen der Überfischung der Meere zu erörtern und Lösungsansätze zu diskutieren, trafen sich Fischerei-Experten, Wirtschaftsvertreter und Politiker zu den Hamburger Gesprächen 2007: „Fisch ohne Schutz“.

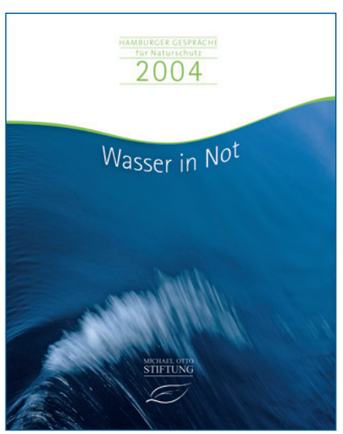
„Ende der Vielfalt?“

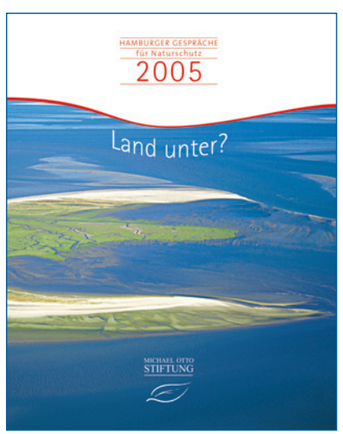
Die biologische Vielfalt zu erhalten, ist eine der größten Herausforderungen unserer Zeit. Dabei kommt der Landwirtschaft eine besondere Rolle zu: Sie ist der intensivste Nutzer der natürlichen Ressourcen und beeinflusst damit den Zustand der Natur wie kein anderer Wirtschaftszweig.

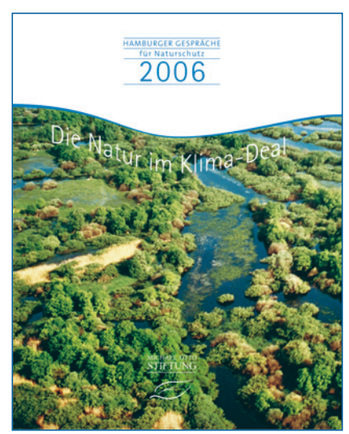
Wie kann sie angesichts der weltweit steigenden Nachfrage nach Nahrungsmitteln und nachwachsenden Rohstoffen dem Artenschutz besser gerecht werden? Dieser Frage gingen die Hamburger Gespräche 2008: „Ende der Vielfalt?“ nach.

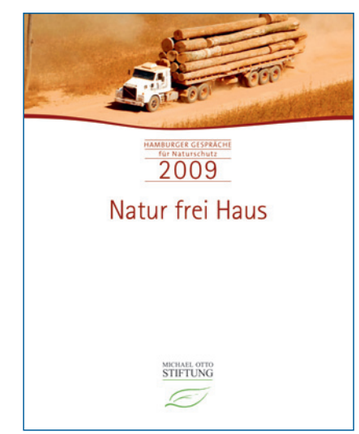
Denn während der Druck auf die bereits genutzten wie auch auf die bislang ungenutzten Böden kontinuierlich steigt, müssen rasch Wege gefunden werden, die ein Miteinander von Nutzen und Schützen ermöglichen.

Die Dokumentationen der Hamburger Gespräche können Sie unter info@michaelottostiftung.org bestellen oder im Internet unter www.michaelottostiftung.de herunterladen.









Michael Otto Stiftung für Umweltschutz

Die Michael Otto Stiftung entwickelt Strategien und fördert Projekte für zukunftsweisende Perspektiven im Natur- und Umweltschutz. Um dieses Ziel zu erreichen, engagiert sie sich in drei unterschiedlichen Aktionsfeldern:

1. Förderung

Der derzeitige Förderungsschwerpunkt der Michael Otto Stiftung liegt beim Schutz von Fließgewässern und dem nachhaltigen Umgang mit Flusslandschaften. Bevorzugt werden Projekte, bei denen die eingesetzten Mittel langfristig und direkt dem Schutz der Natur zugute kommen. Darüber hinaus ist es wichtig, dass der zu erwartende Projekterfolg beispielgebend ist und nicht auf regionale Wirksamkeit beschränkt bleibt. Der geografische Schwerpunkt liegt in Deutschland sowie im östlichen Europa, Nord- und Zentralasien.

Speziell junge Menschen unterstützt die Stiftung bei der Umsetzung ihrer eigenen „Aqua-Projekte“. Ziel ist es, die Eigeninitiative der Kinder und Jugendlichen im Bereich Naturschutz zu steigern und sie zu Verhaltensänderungen zu motivieren.

2. Bildung

Über Stiftungsprofessuren und die finanzielle Unterstützung von Forschungs- und Bildungszentren engagiert sich die Stiftung im Bildungsbereich. Die interdisziplinär ausgerichteten Stiftungsprofessuren widmen sich folgenden Zielen: Sensibilisierung der Studenten für umweltethische Fragen im gesellschaftlichen Handeln („Umweltethik“ an der Universität Greifswald), Diskurse über Nachhaltigkeit und globale Veränderungen („Sustainability and Global Change“ an der Universität Hamburg) und Erarbeitung wissenschaftlicher Ansätze für eine ambitionierte Klimapolitik und eine technologieorientierte Weiterentwicklung des Kyoto-Protokolls („Ökonomie des Klimawandels“ an der TU Berlin in Zusammenarbeit mit dem Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung).

Vorrangiges Ziel der geförderten Bildungs- und Forschungszentren ist es, möglichst weiten Teilen der Bevölkerung die Relevanz des Themas Naturschutz näherzubringen. In diesem Zusammenhang hat sich die Stiftung für das Michael Otto Institut im NABU (Bergenhusen), das Nationalparkzentrum Königsstuhl (Rügen) und das Erlebniszentrum Naturgewalten (Sylt) engagiert.

Mit den „Aqua-Agenten“ initiiert und koordiniert die Michael Otto Stiftung ein Kooperationsprojekt, das Hamburger Grundschülern ein ganzheitliches Verständnis der wertvollen Ressource Wasser vermittelt. So erleben Kinder an faszinierenden Wasserorten in Hamburg und über Unterrichtsmaterial ökologische, ökonomische und gesellschaftliche Zusammenhänge.

3. Dialog

Von Beginn an hat sich die Michael Otto Stiftung auch als Moderatorin gesellschaftlicher Interessengruppen verstanden. Sie initiiert Gespräche und bietet eine neutrale Plattform für Dialogveranstaltungen, die Vertreter verschiedener gesellschaftlicher Gruppen an einen Tisch bringen und pragmatische Lösungen für aktuelle umweltpolitische Fragen erarbeiten.

Neben den seit 2004 jährlich stattfindenden „Hamburger Gesprächen für Naturschutz“ engagiert sich die Stiftung im Rahmen verschiedener Dialogprojekte, um Lösungen in Bezug auf die Herausforderungen des Klimawandels zu entwickeln. Die „Berliner Klimaerklärung der Michael Otto Stiftung“ ist Ergebnis der „Berliner Klimadiskurse“ und diente 2007 als Ausgangspunkt der Gründung der Unternehmerinitiative „2° – Deutsche Unternehmer für Klimaschutz“.

Die Auswirkungen des Klimawandels auf das Wattenmeer und die Wattenmeerregion stehen im Mittelpunkt des „Wattenmeerdialogs“. Auf Einladung der Stiftung haben Experten aus Natur- und Küstenschutz, Wissenschaft und Politik Lösungsszenarien diskutiert. Ein Positionspapier der Michael Otto Stiftung zeigt die Ergebnisse sowie notwendige Schritte auf und wird Grundlage des weiteren Dialogprozesses sein, der 2008 gestartet ist.

Auch im Themenfeld Biodiversität erarbeitet die Stiftung zurzeit eine eigene Position. Der im Anschluss an die Hamburger Gespräche 2008 gestartete Dialogprozess sucht gemeinsam mit Landwirten und Naturschützern Lösungen für einen Erhalt der Biodiversität im ländlichen Raum in Deutschland.

Garant für die Umsetzung der anspruchsvollen Zielsetzung der Stiftung ist das Kuratorium, das mit führenden Persönlichkeiten maßgeblicher Umweltinstitutionen, der Wissenschaft und der Wirtschaft besetzt ist:

Dr. Michael Otto | Prof. Dr. Detlev Drenckhahn
Jochen Flasbarth | Prof. Dr. Christoph Leuschner
Dr. Johannes Merck | Olaf Tschimpke | Janina Vater

MICHAEL OTTO
STIFTUNG

Impressum

Michael Otto Stiftung für Umweltschutz
Wandsbeker Straße 3 – 7
22179 Hamburg
Tel.: +49 (0)40 - 64 61 64 52
Fax: +49 (0)40 - 64 64 64 52
E-Mail: info@michaelottostiftung.org
www.michaelottostiftung.de

Konzept, Text und Gestaltung:
akzente kommunikation und beratung gmbh, München

Bildnachweise

Tagungsfotos: Wolfgang Huppertz, Hamburg
Umschlag: Markus Mauthe, Greenpeace
S. 6: www.oekolandbau.de
S. 6/7: Nils Bergmann, Fotolia.com
S. 35: Daniel Beltra, Greenpeace
S. 36/37: adisa, Fotolia.com

Gedruckt auf FSC-zertifiziertem Papier

MICHAEL OTTO
STIFTUNG